

## Kapitel 1

Christian fühlte sich nicht wohl in seiner Haut. Obwohl er den Hardtwald rund um Hockenheim kannte wie seine Westentasche, fühlte er sich wie ein Fremder im Umland seines Heimatdörfchens.

Leise fluchte er vor sich hin, als er im Dunkel der Nacht, wieder über eine Baumwurzel stolperte. Der Schein der Fackeln von den restlichen Männern die mit ihm zusammen unterwegs waren, war längst nicht mehr sichtbar. Seit mehreren Tagen plagte ihn Durchfall. Das war auch der Grund dafür, dass er hinter den Anderen ein gutes Stück zurückgefallen war und sich nun alleine durch das fast undurchdringliche Stück Wald schlug. "Verdammtes Magendrücken, ausgerechnet jetzt muss ich alle fünf Minuten scheißen." Christian hoffte, bald auf einen Weg zu stoßen, der ihm ein schnelleres Fortkommen gestattete, um mit dem Rest des Trupps wieder zusammenzustoßen. Unter seinen Füßen raschelte das trockene Laub und ab und zu trat er auf einen knackenden Ast. Den erdigen Geruch des Waldbodens nahm er im Augenblick eher als modrig wahr. Dampfende Nebel stiegen auf, die allerdings nicht höher als zu seiner Hüfte reichten. Das fahle Mondlicht verlieh der Nacht eine gespenstische Atmosphäre.

Das Leben war hart in der Kurpfalz des Jahres 1692. Immer wenn die Einwohner Hockenheims dachten, sie hätten das schlimmste überstanden, schlug das Schicksal wieder mit unbarmherziger Härte zu. Bereits mehrmals in diesem Jahrhundert war das Städtchen dem Erdboden gleichgemacht worden. 1644 durch die Truppen des Herzogs d'Enghien, die während des dreißigjährigen Krieges marodierend und brandschatzend durch die Lande zogen und 1674 durch die Soldaten des französischen Marschalls Turennes, die das wieder aufgebaute Dörfchen nochmals zerstörten.

Die Geschichten, die von den alten Männern des Dorfes erzählt wurden, hatten Christian als kleinem Jungen immer einen Schauer über die Haut gejagt. Der Gedanke, dass jemand das Haus, in dem er wohnte, einfach anzünden könnte, bereitete ihm Angst. Seine Familie besaß nicht viel an Hab und Gut. Das wenige, das sie ihr Eigen nannten, sicherte mehr schlecht als recht ihr Überleben. Er bewirtschaftete ein kleines Stück Land für den Eigenbedarf, aber seine wichtigste Einnahmequelle waren die Schreinerarbeiten, die er für die Dorfbewohner, vor allem aber im Auftrag der Durchreisenden vornahm. Die Wege waren schlecht und Achsenbrüche an Fuhrwerken an der Tagesordnung.

Irgendwo rechts von ihm knackte ein Ast und ließ ihn zusammenzucken. Im Stillen verfluchte er sich dafür, dass er nicht auf die Warnungen seiner Frau gehört hatte und das Wasser unabgekocht getrunken hatte. Kriege und Krankheiten gehörten genauso zum täglichen Leben, wie die Kirche, die im Augenblick wieder dafür sorgte, dass Soldaten durch das Land zogen.

Seit der Bruder von Lieselotte, der Prinzessin von der Pfalz, gestorben war, beanspruchte Ludwig der XIV die Kurpfalz für sich. Doch dieses Mal befanden sie sich auf dem Rückzug, was die Sache allerdings nicht besser machte. Die Mordbrenner Mèlacs brandschatzten, mordeten und plünderten, was ihnen unter die Finger kam. Die Lage des Ortes entpuppte sich als Segen und Fluch zugleich. Als Zollstation an der Straße nach Speyer war es ein Privileg, wenn ein Dorf eine Schildwirtschaft sein Eigen nennen durfte und hier gab es gleich zwei davon.

Es war nicht ungefährlich zu reisen, was die jüngsten Vorkommnisse wieder einmal bewiesen hatten. Wer es nicht schaffte bis zum Schließen der Stadttore in Speyer zu sein, machte lieber in Hockenheim Rast, als zu riskieren, ungeschützt auf der Landstraße die Nacht zu verbringen. Doch nicht jeder konnte sich eine Kammer im Gasthaus oder im Stroh leisten. Deshalb war es nicht verwunderlich, dass diejenigen, die gar nichts besaßen den Anderen, die nur wenig ihr Eigen nannten, nach dem Hab und Gut trachteten. Die Messer saßen locker und ein Knüppel, der fest geschwungen wurde, konnte ebenfalls leicht ein Leben auslöschen.

Ein „normaler“ Überfall oder Raubzug des Gesindels das sich in der Gegend aufhielt, war auch nicht der Grund dafür, dass die Männer in dieser stockdunklen Nacht durch den Wald streiften. Noch nie zuvor hatte Christian so übel zugerichtete Leichen gesehen, wie die, der beiden Wanderer, die neben der Poststraße gefunden worden waren. Er hatte als Soldat in der Armee Badens gedient und manchen zerfetzten Körper neben sich zusammensacken sehen, aber keiner, der in einer Schlacht getöteten, ließ sich mit dem vergleichen, was man an sterblichen Überresten geborgen hatte. Die Bäuche waren aufgeschlitzt und die Eingeweide fehlten genauso, wie die Hirnmasse, die man vergebens in den zerschmetterten Schädeln suchte.

Das Schlimmste an dem Anblick waren die schreckgeweiteten Augen, die aus den Höhlen eines vollkommen von der Haut befreiten Schädels starrten. Das, was die beiden Männer kurz vor ihrem Tod gesehen hatten, musste so schrecklich gewesen sein, dass sie noch nicht einmal den Ansatz eines Fluchtversuches gewagt hatten.

Es war auch kein Kampf im herkömmlichen Sinn, der stattgefunden haben musste, denn am Ort ihres Todes war weder der Boden übermäßig aufgewühlt, noch hatten sie Zeit gefunden, ihre Dolche zu ziehen, die noch in den ledernen Scheiden steckten, die beide Männer trugen. Das Einzige, das bewies, dass sie an dem Fundort gestorben waren, waren der Boden und die Bäume, die im Umkreis von etwa fünfzehn Ellen mit Blut bedeckt waren, als hätte ein Gärtner dort seine Kanne ausgegossen. Es gab kaum einen Fleck, der nicht von der roten Flüssigkeit bedeckt wurde.

Er grinste breit, als er daran dachte, wie der Schultheiß seines Heimatdörfchens sich die Seele aus dem Leib gekotzt hatte, als er die Leichen begutachtete. Selbst der Bader, den sie gerufen hatten, piffte leise durch die Zähne, als die Tücher geöffnet wurden und er die geschundenen und zerfetzten Körper sah.

Neben dem Verarzten von Wunden und dem Zähne ziehen, übte der Bader noch einige andere Tätigkeiten aus, die ihm ein paar Kreuzer oder Gulden einbrachten. „Diesen Tod wünsche ich mir nicht“, meinte er „so wie es aussieht, hat irgendetwas die Därme direkt aus ihrem Bauch heraus gefressen. Allerdings hatten die zwei noch das Vergnügen ihrem Metzger bei der Mahlzeit zuzusehen.“ „Du meinst, dass die beiden noch gelebt haben, als dieses... dieses Vieh ihnen den Wanst aufgeschlitzt hat?“, fragte Johannes, der im Dorf die Aufgabe des Schmieds übernommen hatte, nachdem der alte von den Franzosen aufgeknüpft worden war. Der Bader nickte bedächtig und nahm einen nicht gerade kleinen Schluck aus der Flasche, die er unter seinem Umhang hervorgezogen hatte.

„Glaube mir, ich weiß genau, was ein Mann aushalten kann. Selbst wenn ihm die Scheiße aus dem Bauch fließt, ist er noch in der Lage, entweder wegzulaufen oder zu kämpfen. Im Krieg hatte ich oft genug das Vergnügen, aufgerissene Wänste wieder zuzunähen.“ Er kicherte leise. „Es hat ihnen zwar nichts genützt, denn kriecht sind sie trotzdem, aber es ist nicht gut für die Moral der Truppe, wenn einer seine Därme in den Händen spazieren trägt. Vor allem dann nicht, wenn er einen guten Tropfen Schnaps spendiert bekommt und dieser aus allen Löchern wieder herausläuft. Die reine Vergeudung, wenn ihr mich fragt.“

Christian verzog angewidert sein Gesicht, als er den Bader reden hörte. Er selbst hatte im Krieg schon häufig erlebt, wie Männer ihre Arme oder Hände, die sie verloren hatten, in das Sanitätszelt trugen, in der Hoffnung dass man die Gliedmaßen einfach wieder annähen könne.

„Das ist der Schock, weißt du? Der Schock. In solchen Situationen scheint uns unser Gehirn vorzugaukeln, dass das alles gar nicht passiert ist. Manche haben mich sogar gefragt, wann sie denn aus diesem Traum wieder aufwachen.“

Wieder nahm der Bader einen großen Schluck aus der Schnapsflasche um anschließend laut und vernehmlich zu rülpsen. Ohne sich vom Zustand der Leichen auch nur im Geringsten stören zu lassen, fasste er in den offenen Brustraum und wühlte darin herum. „Dachte ich es mir doch, Herz und Nieren

fehlen auch. Scheint ein Feinschmecker gewesen zu sein, der sich hier seine Mahlzeit bereitet hat." Der Schultheiß wurde noch blasser, wenn dies überhaupt möglich war und würgte die letzten Reste seines Essens hervor, das sich in einem Schwall über die beiden Leichen ergoss.

„Du kannst dein Abendessen ruhig für dich behalten, ich glaube nicht, dass die zwei deiner Einladung folgen“, meinte er und lachte schallend über den vermeintlich guten Witz. „Woher weißt du, dass die beiden noch gelebt haben, als ihnen der Bauch aufgeschlitzt wurde. Wäre es nicht eben so gut möglich, dass man ihnen zuerst die Schädel eingeschlagen hat? Und wieso kommst du auf die Idee, dass die Eingeweide gefressen worden sind?“ hatte Christian gefragt.

Der Bader nahm noch einmal einen tiefen Schluck und gab die Flasche an Christian weiter. „Trink, bevor ich dir zeige was ich meine. Ich habe keine Lust auch noch deine Kotze aus den Kerlen zu entfernen“, meinte er und zog den Brustkorb einer der Leichen auseinander. „Schau genau hin, dann siehst du, wie zerfetzt die Darmreste sind. Das war kein Messer, und einfach nur herausreißen kannst du die Dinger auch nicht. Wenn ich mir die ausgefransten Enden betrachte, würde ich sagen, dass es Zähne waren und so wie ich das sehe, nicht gerade die kleinsten.“ „Also bist du der Meinung, dass die beiden Kerle einem wilden Tier zum Opfer gefallen sind?“, fragte der Ortsvorsteher und man sah, dass ihm diese Lösung am liebsten gewesen wäre. „Schultheiß, du bist und bleibst ein Schwachkopf.“

Noch bevor der Mann protestieren konnte, redete der Bader weiter. „Wenn es wirklich ein Tier gewesen wäre, dann hätten die Schädel noch Hautreste an den Knochen. Ich kenne kein Vieh, das seinen Opfern so sauber den Balg abzieht. Außerdem habe ich gehört, dass die Männer, die über die beiden Toten gestolpert sind, vergeblich nach Gepäck gesucht haben. Noch nicht einmal Stiefel waren bei ihnen zu finden.“

Johannes, der sich bei dem Gespräch bisher zurückgehalten hatte, grinste. „Was die Stiefel anbetrifft, würde ich erst bei denen nachsehen, die die Leichen in den Ort geschafft haben. Wenn ich richtig informiert bin, waren es der Besenbinder und sein Sohn. Es würde mich nicht wundern, wenn sich das Schuhwerk der beiden Herren auf seltsame Art und Weise erneuert hat.“ „Wollt ihr damit sagen dass der Besenbinder Leichenfledderei begangen hat?“ brauste der Schultheiß wieder auf. „Na und, es ist wohl verständlich, dass man sich nimmt, was man bekommen kann. Durch die Abgaben, die der Kurfürst fordert, bleibt uns kaum noch etwas zum Leben.“, knurrte der Bader.

Der Schultheiß schäumte vor Zorn. „Wie kannst du es wagen, so von unserem Herrn zu sprechen, immerhin...“, „immerhin war er derjenige, der dich in deinen Stand gesetzt hat.“ Der Bader lachte schallend. „Wessen Brot ich ess, dessen Lied ich sing“ grunzte er und nahm nochmals einen Schluck aus der Flasche, deren Pegel sich allmählich dem Boden näherte.

„Was habt ihr nun vor? Die Ortsgerichtbarkeit wird wohl kaum ausreichend sein, um sich des Falles anzunehmen“, bemerkte Christian und sah den Schultheiß dabei an. „Ich habe bereits einen Boten nach Heidelberg gesandt und warte auf Anweisungen“, antwortete der Ortsvorsteher und schielte dabei nach der Schnapsflasche des Baders. Man sah ihm an, dass er ebenfalls liebend gerne einen Schluck genommen hätte um das flaue Gefühl in seinem Magen zu betäuben, sobald sein Blick auf die Leichen fiel.

Im gleichen Augenblick öffnete sich die Tür und ein Mann trat ein, der unzweifelhaft einem hohen Stand angehörte. Ohne ein Wort zu sagen, näherte er sich den Toten und warf einen Blick darauf. „Wer hat die beiden gefunden und wie viele Leute wissen von dem, was geschehen ist“, fragte er barsch und ohne sich vorzustellen. „Außer dem Besenbinder und seinem Sohn, die die Toten gefunden haben, wissen nur noch fünf...“ „Fünf plus zwei sind bereits sieben zu viel“, unterbrach der Fremde den Ortsvorsteher, der unter den Worten regelrecht zusammenzuckte.

„Was ist über den Vorfall bekannt“, fragte er kühl und schaute sich die Leichen ohne eine sichtbare Gemütsregung an. „Darüber streiten wir noch“, antwortete der Bader, ohne sich im Geringsten von dem Fremden beeindruckt zu lassen. „Nach der Art wie die Beiden ausgeweidet worden sind, scheint es ein Tier gewesen zu sein. Allerdings ist mir kein wildes Vieh bekannt, das solche Wunden verursacht. Dagegen spricht auch wie dieses Ding ihre Gesichter zugerichtet hat.“ „zugerichtet hat...gnädiger Herr. Ihr scheint nicht zu sehen, wen ihr vor euch habt, Bursche. Wahre also die Etikette.“

Die Mundwinkel des Baders zuckten verächtlich nach unten. Er hatte sich noch nie um Stände gekümmert. Auch Adelige hatten bereits seine Dienste in Anspruch genommen und als einziger des Ortes war er vom Frondienst befreit. Warum dies so war, wusste allerdings niemand der Dorfbewohner und der Bader schwieg darüber. „Ihr werdet einen Trupp zusammenstellen und nach dem Wolf suchen, der die beiden Männer getötet hat.“ „Aber das war doch niemals ein...“ fiel der Bader dem Adligen ins Wort. Ein einziger Blick des Höflings genügte, um ihn verstummen zu lassen. „Es war ein Wolf, nichts anderes als ein Wolf, der sich in diese Gegend verirrt hat und höchstwahrscheinlich schon weitergewandert ist.“

Die Männer schauten sich ungläubig an. Dass dies ein Wolf angerichtet haben sollte, war so absurd, dass noch nicht einmal der Schultheiß daran glaubte. „Wenn ihr unverrichteter Dinge wieder im Dorf seid, dann erstattet ihr mir persönlich Bericht“, wandte er sich an den Ortsvorsteher. „Verlangt nach Bodo von Birkenfeld.“ Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, drehte er sich um und ging aus dem Haus, ohne die Tür hinter sich zu schließen.

Keiner der Männer sprach ein Wort. Die Fassungslosigkeit stand sogar dem Bader in das Gesicht geschrieben. „Kann mir irgendjemand erklären, was das war?“, fragte Christian und schaute ungläubig in die Runde. Johannes zuckte nur mit den Schultern. „Politik, mein Junge, nur Politik“, murmelte der Bader vor sich hin. „Verdammt noch einmal, was hat die Sache hier denn mit Politik zu tun“, brauste Christian auf. „Ich glaube, ich weiß, was der Bader meint“, erwiderte der Schultheiß tonlos und vermied es krampfhaft auf die beiden Kadaver zu sehen, die ehemals Menschen gewesen waren.

„Gott steh mir bei, wenn ich verstehen kann, wieso es hier um Politik gehen soll“, murmelte der Schmied und bekreuzigte sich. „Ganz einfach, warum ist für die Herrschaft unser ödes Städtchen denn so wichtig?“ fragte der Heilkundige und bediente sich wieder aus der Flasche, um sie mit einem Zug zu leeren.

Ohne eine Antwort abzuwarten redete er weiter, als ob er zu sich selbst sprechen würde. „Die Zollstation ist eine wichtige Einnahmequelle für den Hof. Jeder Reisende und Händler, der aufgrund einer großen Gefahr nicht seine Reise antritt oder eine andere Route wählt, lässt den Beutel schmälere werden. Ein streunender Wolf hingegen ist gut für das Geschäft, weil man sich den Schutz, den ein Geleit bietet, auch noch bezahlen lassen kann.“ „Aber was passiert, wenn dieses Vieh, dieses Ding, was auch immer es ist, noch einmal zuschlagen sollte?“, fragte Christian und schaute in die blassen Gesichter der Männer. „Dann“ sagte der Bader leise, „dann Gnade uns Gott.“

Christians Gedanken befanden sich abrupt wieder in der Gegenwart als er ein weiteres Geräusch halblinks vor sich hörte. Das war kein zufälliges Knacken eines Astes gewesen. Gleichzeitig konnte er das Schnaufen von etwas Großem und Schwerem vernehmen. Zwischen den Atemzügen des Wesens war ab und zu ein kurzes Grollen zu hören, das gleich darauf von laut knackenden Geräuschen abgelöst wurde. Blitzschnell waren Christians Sinne angespannt und seine Haut prickelte, als wenn man ihn in Eiswasser getaucht hätte.

Er hatte schon oft nachts gekämpft und wusste wie schwer es war im Dunkel Richtung und Entfernung einzuschätzen. Aber seine aufgestellten Haare an den Armen zeigten ihm, dass sich die Gefahr zu nahe bei ihm befand, als dass er noch hätte flüchten können. Als einziger des Ortes hatte Christian in der

Armee gedient und gegen die Türken gekämpft. Aufgrund einer Verwundung durfte er in seine Heimat zurückkehren, aber was er damals erlernt hatte, kam in Momenten wie diesem, wieder zum Vorschein.

„Selbst bei einem Rückzug musst du deinem Feind ins Auge schauen“, hatte sein Ausbilder Rupert immer gesagt. „Vor einem Rücken muss man keine Angst haben. Ein Rücken ist verwundbar, eine Brust hingegen, vor der die Arme eine Muskete oder eine Pike halten, die musst du erst einmal bekämpfen. Die Brust kann sich wehren, der Rücken nicht.“

Seine Weisheiten hatten Rupert nichts genützt, denn auch er hatte kein Mittel gegen die Kanonenkugel besessen, die ihn in tausend Stücke zerfetzte. Aber in dieser Situation wusste Christian instinktiv, dass er richtig handelte, wenn er sich nicht von der Panik übermannen ließ, die gerade in ihm aufstieg.

„Angriff ist die beste Verteidigung, denkt immer daran, Männer. Der Gegner spürt, wenn ihr bereit seid zu töten. Es hat schon den stärksten Mann erstarren lassen, wenn er in das Gesicht eines Feindes schaut, der zu allem entschlossen ist.“ Auch dieser Spruch Ruperts hatte sich ihm eingepägt. „Wenn du nicht mehr auf dein eigenes Leben achtest, dann bist du der gefährlichste Gegner der Welt.“

Rupert wusste von was er sprach. Christian hatte es bei sich selbst schon erlebt. Er wusste wie es war, einer scheinbar unbezwingbaren Übermacht gegenüberzustehen und sich mit der Gewissheit in den Kampf zu stürzen, dass man ihn nicht überleben würde. Er kannte das Gefühl wenn der Puls anfang zu rasen und sich ein roter Schleier über die Augen legte. Alles Handeln war nur noch darauf ausgerichtet den Feind zu vernichten, auch wenn es das eigene Leben kosten sollte. Wenn dieser Punkt erreicht war verspürte man keine Angst mehr, keine Erschöpfung und auch keine Schmerzen. Alles Denken und Fühlen konzentrierte sich nur noch auf das Töten, auf die absolute Vernichtung von allem was sich einem in den Weg stellte.

Er atmete noch einmal tief durch und wechselte die Pike, die er bei sich trug in die linke Hand, während er mit der Rechten seinen Stoßdegen zog. Fast automatisch nahm er eine halb geduckte Haltung ein und wieder hallten die Worte Ruperts in seinem Kopf die er ihm in sein Ohr geflüstert hatte, als sie sich den Türken in einem kleinen Waldstück zum Kampf gestellt hatten.

„Je kleiner du bist, desto weniger Angriffsfläche bietest du.“ „Ich dachte wir sollen so aufrecht wie möglich kämpfen“, hatte Christian damals erwidert. „Natürlich kämpfen wir aufrecht du Trottel, ich rede ja nicht von den Angriffsflächen, die wir dem Feind zeigen, sondern den Ästen der Bäume, in die du hineinrennst, wenn wir in den Wald stürmen. Es ist schon schlimm genug wenn du dich von den Kümmelfressern abmurksen lässt, aber noch größer ist die Schande, wenn du dir einen Ast in dein Auge rammst, oder dir deinen dummen Schädel zu Brei schlagen lässt“, hatte sein Ausbilder spöttisch erwidert.

Er hätte Rupert in dieser Nacht gerne an seiner Seite gehabt. Sicher hätte er auch in dieser Situation einen passenden Spruch parat gehalten. Wieder ertönte ein hartes Schnaufen und anschließend ein krachendes Mahlen, das Christian die Haare zu Berge stehen ließ. „Verdammter Durchfall, wo sind die anderen Männer?“ Das Wesen schien ihn noch nicht bemerkt zu haben. Christian entschied sich der Gefahr doch lieber aus dem Weg zu gehen und leise zurück zu schleichen. Er hatte seinen Körper um etwa sechzig Grad gedreht, als mit einem lauten Bersten ein Ast unter seinen Füßen brach. Danach kehrte Totenstille ein, die gleich darauf durch stampfende Schritte unterbrochen wurde, die sich ihm näherten. Er zögerte nur einen kleinen Augenblick und in seinem Kopf hörte er die Trommeln und Flöten, mit denen im Krieg zur Schlacht gerufen wurde. „Keine Halbherzigkeiten Junge. Wenn du etwas tust dann tue es richtig. Entweder du greifst aus vollem Herzen an oder du rennst so schnell du kannst mit voller Hose zurück, beides zugleich geht nicht“, tönte wieder Ruperts Stimme in seinem Gedächtnis.

Mit lautem Gebrüll und eingezogenem Genick stürmte er in die Richtung, aus der das Stampfen eines schweren Körpers immer lauter wurde. Nur noch eine halbhohe Hecke trennte ihn von seinem Gegner, als ein Berg vor ihm hochzuwachsen schien. Das letzte, was Christian wahrnahm, bevor er mit dem Giganten zusammenstieß, war ein paar glühende Augen und eine Fratze, die direkt aus der Hölle zu kommen schien. Er spürte einen gewaltigen Widerstand, als sein Arm, mit dem er die Pike hielt zurückgerissen wurde. Es fühlte sich an als wäre er gegen eine massive Wand gelaufen. Ein wütendes Brüllen war das letzte, was er hörte, bevor ein Schlag seinen Kopf traf und seine Schädeldecke mit einem Knirschen brach. Christian war es als ob er in Watte eintauchen würde, gar nicht so kalt, wie der Augenblick des Todes immer beschrieben wurde. Im Gegenteil, es war warm und anschmiegsam wie eine Daunendecke die langsam über ihm ausgebreitet wurde. Mit einem leichten Bedauern dachte Christian noch einmal an Marie und daran das er seine Frau wohl nicht mehr wiedersehen würde, dann wurde es dunkel um ihn.

## Kapitel 2

Jorge grinste still in sich hinein. Ihm war bereits gestern klar gewesen, dass er die kleine Holländerin vögeln würde. Schließlich kannte er seine Landsleute und wusste die kleinen Signale zu deuten, die manche Frauen unbewusst aussendeten. „An die kommst du nie im Leben ran“, hatte sein Kumpel Hendrik geunkt als er spürte, dass sich Jorge für dieses Mädchen interessierte.

„Um was wollen wir wetten dass ich sie flachlege“, ging er sofort auf das Spiel ein, dass die beiden Freunde nicht zum ersten Mal zelebrierten. „Na schön, wir wetten um deinen Benzinanteil, den du für unsere Heimfahrt ausgeben musst. Wenn du es nicht schaffst sie auf deine Luftmatratze zu zerren zahlst du die komplette Tankfüllung“, konterte Hendrik und hielt Jorge die Hand hin, der sofort einschlug.

Beide wussten, dass es nicht darum ging, Geld zu sparen. Derjenige, der gewann, revanchierte sich anderweitig, indem er beispielsweise die Rechnung für den nächsten Einkauf oder ein Abendessen in der Kneipe übernahm. Aber so machte das Ganze einfach mehr Spaß.

„Pass auf, dass ihr Freund nicht Wind davon bekommt, dass du sie in die Kiste zerren möchtest. Der Kerl ist ein Schrank, ein richtiges Tier, wenn du mich fragst.“ „Erstens frag dich keiner und zum anderen bin ich mir gar nicht so sicher, ob der Typ wirklich ihr Freund ist“, entgegnete Jorge. „Und warum schaut er dann so grimmig, wenn sich irgendein Mann dieser Milla nähert?“

Ein komischer Name, wenn du mich fragst, klingt gar nicht niederländisch.“ Jorge grinste noch breiter. „So weit bin ich noch nicht in sie vorgedrungen, als dass ich die Wurzeln ihrer Vergangenheit oder ihrer Ahnen erkundet hätte.“ Spaßvogel“, hielt sein Freund entgegen. „Ich weiß genau, wie du das mit dem Vordringen gemeint hast. Außerdem wäre es nicht das erste Mal, dass du ein Mädchen knallst, ohne sie nach ihrem Namen zu fragen.“

„Na und? Es gibt so viele schöne Kosenamen, die man den Frauen geben kann. Außerdem finde ich es praktisch, wenn man sich auf einen einzigen beschränkt.“ Hendrik runzelte die Stirn und schaute Jorge fragend an. „Wie meinst du das?“ „Ganz einfach, meinst du, ich habe Lust, mir die Namen von all den Mädchen zu merken, mit denen ich irgendwann einmal im Bett gelandet bin? Wenn du einen einzigen Namen für alle benutzt, kann gar nichts schiefgehen. Selbst wenn du nachts im Schlaf einmal unbewusst vor dich hinmurmeln solltest, kann man dir keinen Strick daraus drehen, weil sie denken, du träumst von ihnen.“

„Kumpel, du bist eine echte Sau.“ Hendrik pfiff anerkennend durch die Zähne. „Stimmt, mein Guter und damit genau das, was die meisten Frauen suchen. Du kennst doch den Spruch, stille Wasser, die

sind tief." „Und meistens furchtbar schmutzig“, ergänzte sein Freund und hielt seine Hand hoch, in die Jorge sofort einschlug. Beide lachten laut.

Im nächsten Moment brüllten nicht weit von ihnen entfernt Motoren auf, denen man anhörte, dass sie nicht zu normalen Autos gehörten. „Mann, lass uns hoch auf die Tribünen gehen, das freie Training beginnt gleich.“ Hendrik strahlte über das ganze Gesicht. Er war ein Autonarr und einer der Höhepunkte für seine Leidenschaft waren die deutschen Tourenwagenmeisterschaften in Hockenheim.

Jorge hingegen war es relativ egal, welche Autos dort unten im Motodrom im Kreis fuhren. Ihn interessierte die Party, die in diesen Tagen rund um den Ring stattfand wesentlich mehr. Musik ohne Ende und das im Freien und bis in die frühen Morgenstunden. Egal, wohin man kam, es war überall etwas los. Auf einer dieser Feten hatte er auch Milla das erste Mal gesehen. Als sie ihn scheinbar teilnahmslos und kühl anblickte, erwachte sein Jagdtrieb so grell als ob in einem Stadion das Flutlicht angeschaltet worden wäre. Wie gebannt schaute er auf ihren katzenhaften Körper, der die Musik in sich aufzusaugen schien, um sie in pure erotische Bewegung umzuwandeln.

Die Bässe dröhnten so hart, dass sie in seinem Bauch vibrierten. Auch Jorge hatte sich der Musik hingeeben und näherte sich langsam dem Mädchen, das eine ungeheure Faszination auf ihn ausübte. Ohne sich dessen bewusst zu sein, passte er seinen Körperrhythmus dem ihren an. Obwohl kein Wort gesprochen wurde, kommunizierten die beiden jungen Menschen auf einer Ebene, die durch die Sprache nicht erreicht werden konnte.

Ohne Pause hämmerten die Bässe weiter und der Schweiß rann in Strömen an den sich windenden Körpern herunter. Es war keine bewusste Wahrnehmung mehr vorhanden, das einzige, was auf dieser Ebene der Trance noch existierte, waren die beiden Leiber, die sich so synchron bewegten, als ob sie einer einzigen Person gehören würden. Sie hatten auch nicht bemerkt, dass mittlerweile schwere Gewitterwolken aufgezogen waren, bis sich auf einen Schlag die Schleusen des Himmels öffneten und es goss, wie aus Kübeln. Die Musik verstummte mit einem Schlag und die Techniker bemühten sich, das teure Equipment vor den Wassermassen in Sicherheit zu bringen, indem sie Planen über Verstärker und Lautsprecher zogen. Wortlos standen sich Jorge und die Unbekannte gegenüber. „Ich bin Milla“, sagte sie nur und Jorge nickte.

„He Kumpel, träumst du, oder was ist los?“ Hendrik tätschelte seinem Freund leicht die Wangen. „Hast du gestern zu viel Koks oder Speed in dich reingezogen? Egal, was du genommen hast. Entweder du nimmst das nächste Mal etwas weniger, oder du gibst mir einen Teil davon ab.“ Hendrik wieherte über den eigenen Witz, den er gemacht hatte.

„Wenn wir uns nicht beeilen, verpassen wir noch den Anfang des freien Trainings.“ Auffordernd sah er seinen Freund an. „Willst du ausnahmsweise nicht alleine...?“ „Verdammt nochmal“, Hendrik war auf einen Schlag verärgert. „Ficken kannst du auch Zuhause, aber die DTM ist hier und heute und ich habe absolut keine Lust, alleine auf der Tribüne zu sitzen.“

Jorge seufzte. Es war ein ungeschriebenes Gesetz, dass er seine Eskapaden treiben konnte, wann und wie er wollte, aber nicht zu den Zeiten, in der die Boliden ihre Runden drehten. Es machte Hendrik wenig aus, wenn er die ganze Nacht verschwunden war, aber zu den Rennzeiten, so war es ausgemacht, hatte er an der Seite von Hendrik zu sein.

„Alter, hör mal, bei dem Mädchen ist es etwas anderes als sonst...“ „Das interessiert mich nicht, du weißt genau, wie unser Deal lautet“, entgegnete Hendrik barsch. „Mensch Kumpel, es ist doch nur das freie Training und ich verspreche dir, dass es eine absolute Ausnahme bleiben wird.“ Sein Freund sah ihn ungläubig und enttäuscht an. Ohne ein weiteres Wort zu sagen, drehte er sich um und ging in Richtung des Tribünenaufgangs.

Innerlich wusste Jorge, dass er eine Entscheidung getroffen hatte, die er nicht bei nächster Gelegenheit mit einem Bier geradebiegen konnte. Hendrik und er waren bereits seit ihrer Schulzeit die dicksten Freunde und die Basis dafür war der Umstand, dass sich der eine blind auf den anderen verlassen konnte.

Aber dieses Mal war es wirklich etwas anderes als sonst. Das Mädchen hatte etwas in ihm ausgelöst was er nicht verstehen und auch nicht in Worte fassen konnte. Er hatte Milla gefragt, wann er sie wiedersehen könnte, als sie gemeinsam in die Richtung ihrer Zelte gingen. „Morgen, kurz nachdem das Training begonnen hat und bring ein Fahrrad mit“ hatte sie geantwortet. Das Ganze mit einer Selbstverständlichkeit, als ob er sie nach der Uhrzeit gefragt hätte. „Und wo?“ Jorge war verunsichert. Sie reagierte in keiner Weise auf die Art, wie er es von seinen bisherigen Frauen gewöhnt war. Alles an ihr strahlte eine Selbstsicherheit aus, die ihn noch mehr faszinierte, als es ohnehin schon der Fall war.

„Was fragst du? Ich werde dich finden“, hatte sie erstaunt geantwortet, als ob der Treffpunkt schon lange vereinbart gewesen wäre. „Was wäre ein Niederländer ohne Fahrrad.“

Jorge grinste schon wieder, als er sein Mountainbike von der dicken Kette befreite, mit der er es an einen Baum gebunden hatte. Natürlich hatten sie Bikes dabei, alleine schon um den mühsam ergatterten Parkplatz nicht aufgeben zu müssen, wenn sie Grillgut oder Bier kaufen mussten. Bei den Deutschen hieß es immer, die Holländer würden ihren kompletten Hausrat mitschleppen, aber eigentlich war genau das Gegenteil der Fall.

Viele Waren kosteten in Deutschland deutlich weniger als in den Niederlanden und das war auch einer der Gründe, warum dieses Volk so gerne Urlaub im Ausland machte. Ferien im eigenen Land konnten sich die wenigsten leisten. Allerdings wäre es ihm wesentlich wohler gewesen, wenn er gewusst hätte, wohin er fahren musste, um Milla zu treffen.

Er ließ seine Blicke umherstreifen, während er Richtung Ausfahrt des Campingplatzes fuhr. Das Klingeln einer Fahrradglocke neben ihm ließ ihn zusammenfahren. „Du bist spät, was hat dich aufgehalten?“ Wie ein Gespenst war Milla neben ihm aufgetaucht. „Ich musste erst noch meinem Kumpel erklären, warum ich nicht mit ihm das Training besuche. Der war ganz schön sauer“, stotterte Jorge. Es ärgerte ihn, dass seine gewohnte Coolness ihn bei diesem Mädchen komplett im Stich ließ. „Bin ich es wert, dass du einen Streit mit deinem Freund riskierst?“ Jorge spürte, dass sie nicht kokettierte, sondern die Frage ernst meinte. „Ja“, war alles was er heraus bekam. „Gut, dann fahr mir nach“, antwortete Milla und startete durch.

Jorge war ein trainierter Fahrer, hatte aber Schwierigkeiten mit Milla Schritt zu halten. Außerdem hielt sie sich nicht an die Wege und fuhr stellenweise einfach querfeldein. Er wusste schon lange nicht mehr, wo sie eigentlich waren und schwitzte wie ein Schwein, während ihr die Anstrengung scheinbar nichts ausmachte. Bewundernd betrachtete er die Bewegungen des Mädchens.

Nach einer gefühlten endlosen Stunde machte sie endlich Halt. „Wusstest du, dass dies hier einmal einer der größten zusammenhängenden Wälder Deutschlands gewesen ist? Wenn du über den Rhein fährst, findest du noch tollere Wälder. In der Pfalz meine ich.“ Jorge nickte halbherzig. Ihm waren die überschaubaren Ebenen lieber. Sie hätte ihm auch erklären können dass sie sich auf dem Mond befanden, im Moment hatte er nur Augen für sie.

Milla hatte eine kleine Lichtung gefunden, die noch dazu mit Moos und Gräsern bedeckt war. „Hast du eine Ahnung, wo wir sind?“, fragte er und schaute sich um. „Nein, spielt das denn eine Rolle? Die Hauptsache ist doch, dass es hier schön ist.“ Das Mädchen zog eine Decke aus der Satteltasche ihres Fahrrads und breitete sie auf dem Boden aus. „Hast du Durst? Ich habe etwas zu trinken dabei.“

Ohne seine Antwort abzuwarten holte sie eine Flasche Wasser aus der Päcktasche und trank. Instinktiv wartete Jorge, dass das entstehende Vakuum die Flasche aus Plastik zusammenziehen würde, wie es immer der Fall war, wenn Mädchen direkt daraus tranken. Aber auch darin hatte er sich in Milla getäuscht. Sie beherrschte die Kunst, die Flüssigkeit direkt in ihre Kehle fließen zu lassen, ohne sich an der Flaschenöffnung festzusaugen. Fasziniert sah er, wie einige kleine Tropfen an ihrem Hals herunterliefen und zwischen der Kerbe ihrer kleinen festen Brüste verschwanden.

Ohne den Verschluss zuzudrehen warf sie Jorge die Flasche zu, die dieser geschickt auffing. Er trank in kleinen und bewussten Schlucken, ohne die Augen von Milla abzuwenden.

Sie breitete die Decke auf den Boden und zog ohne jede Scham ihre schweißnassen Kleider aus. „Was ist, willst du deine Klamotten anlassen bis sie stinken?“ Nackt wie sie war, kam sie auf Jorge zu, der jeden Zentimeter ihres Körpers bewundernd in sich aufnahm. Die Mischung zwischen dem Duft des Moores, der leichte Wind, der ab und zu die kleine Lichtung erreichte und der Anblick des Mädchens versetzten ihn fast schon in eine Art Trance.

Er konnte nicht anders und zog sie in seine Arme. Es war nicht die übliche Begierde, sondern ein Gefühl der Ohnmacht und Angst, dass er in diesem Augenblick aus einem Traum erwachen, und sie sich einfach auflösen könnte.

Ohne jede Scheu zog Milla seinen Kopf zu sich herunter und küsste ihn. Wie alles, was sie tat, war auch der Kuss nicht oberflächlich. Wie bei ihrem nächtlichen Tanz fanden die Zungen ihren gemeinsamen Rhythmus, der sich auf die Körper übertrug.

Es schien Ewigkeiten zu dauern, bevor sie sich voneinander lösten. „Willst du angezogen bleiben? Es wäre schade, wenn ich deine Haut nicht spüren könnte.“ In Sekundenschnelle hatte auch er sich seiner Kleider entledigt. „Komm zu mir“, flüsterte Milla und zog ihn hinunter auf die Decke.

Es gab kein Vorspiel. Fast wie von selbst drang sein Glied in sie ein. Als er beginnen wollte sich zu bewegen, gebot sie Jorge Einhalt. „Tu nichts, gar nichts, spüre einfach“, flüsterte sie ihm ins Ohr. Alles in ihm drängte danach in sie hineinzustoßen, aber Milla hielt ihn so fest mit ihren Beinen umklammert, dass ihm nichts anderes übrigblieb, als bewegungslos zu verharren. „Schließe die Augen und fühle.“

Seine Spannung ließ nicht nach, aber er spürte, wie sich etwas veränderte. Ein Pulsieren, das ihm durch Mark und Bein ging und sein Glied noch stärker anschwellen ließ. Er hatte sich immer eingebildet, ein Liebhaber zu sein, der alles kontrollierte und sich selbst natürlich auch im Griff hatte. Er war es, der die Richtung vorgab und seine Partnerinnen lenkte. Sich einfach nur hinzugeben und in Passivität zu verharren, war für ihn undenkbar.

Feuchte Wärme umschloss ihn und das Spiel ihrer Scheidenmuskeln trieb ihn zum Wahnsinn. Er konnte sich nicht mehr zurückhalten und kam mit einem Aufschrei zum Höhepunkt. Heiße Wellen durchzuckten seinen Körper und es war ihm nicht möglich von diesem Gipfel herab zu kommen. Mit einem Ruck richtete Milla sich auf und ritt auf ihm, während sie immer schneller wurde. Das Gefühl, das ihn durchströmte war klar wie ein Kristall. Er spürte regelrecht, wie sie dem Orgasmus zustrebte und explodierte gleichzeitig mit ihr ein zweites Mal innerhalb von nur ein paar Sekunden.

Zitternd sackte sie über Jorge zusammen, ohne sich von ihm zu lösen, gab ihn aber zugleich wieder frei. Immer noch reagierten die beiden Körper, als wären sie eine Einheit. Selbst als sie sich um ihre eigene Achse drehten und Jorge über ihr zu liegen kam löste sich die Verschmelzung nicht auf. Von Millas Augen ging eine Wärme aus, die in ihm ein Gefühl auslöste, wie er es noch nie zuvor erlebt hatte.

Es dauerte eine Weile bis es Jorge klar wurde, was gerade mit ihm geschah. Zärtlich strich er ihr eine kleine Haarsträhne aus dem Gesicht. „Ich... ich glaube, ich liebe dich“ stammelte er, ohne sich dessen

bewusst zu sein, dass er die Worte nicht nur gedacht, sondern ausgesprochen hatte. Wieder veränderte sich etwas in den Augen der jungen Frau und das Lächeln in ihrem Gesicht sagte ihm, dass er sich nicht für das zu schämen brauchte, was er eben gesagt hatte.

Lachend sprang sie auf und reichte Jorge ihre Hände um ihn hochzuziehen. „Komm mit, ich wollte schon immer mal nackt durch den Wald laufen. Ich bin gespannt ob du mich fängst. Wenn du es schaffst, dann darfst du dir auch etwas wünschen.“ „Der Punkt geht garantiert an mich, ich bin nämlich ein sehr guter Läufer, insbesondere, wenn ein so lukrativer Preis winkt“, grinste er und versuchte Milla zu packen. Lachend duckte sie sich unter ihm weg und hatte gleich darauf ein paar Meter Vorsprung.

Nur ganz leise war in der Ferne das Dröhnen der Motoren zu hören, das ihnen zeigte, dass die Rennwagen immer noch ihre Runden drehten. „Gib auf, ich bekomme dich doch“, rief Jorge, nachdem er wieder vergeblich versucht hatte, sie zu fassen. „Wieso denn, du hast mich doch schon“, lachte sie zurück. „Stimmt“, grinste er. „Mit Haut und Haaren.“ „Und mein Herz“, erwiderte sie weich und ließ es zu, dass Jorge sie an beiden Armen packte und sanft zu sich heran zog, um sie zu küssen.

„Was ist das eigentlich dort drüben?“ „Was meinst du?“ „Na den dunklen Schatten, knapp über der Grasnarbe, am Ende der Lichtung.“ „Eigentlich interessiert mich der Schatten, den deine beiden Brüste werfen im Augenblick viel mehr“, grinste Jorge und berührte sanft ihre Brustwarzen. „Sei kein Spielverderber und lass uns nachschauen“, drängte sie und entzog sich ihm. „Geht nicht, du lenkst mich mit deinem Anblick viel zu sehr ab als dass ich die Landschaft bewundern könnte. Außerdem scheint es nicht mehr, als ein kleiner Hügel zu sein.“ „Viel zu regelmäßig für einen Hügel“, antwortete Milla und ging bereits auf die Unebenheit zu, die kurz vor Beginn der Bäume etwas aus der kleinen Lichtung herausragte.

Irgendetwas schien das Interesse Millas geweckt zu haben, auch wenn Jorge nicht wusste, was sie an dem Hügel außergewöhnlich sein sollte. Das einzige, was ihm auffiel war, dass auf einmal alle Geräusche in der näheren Umgebung fast auf einen Schlag verstummt waren. Das Einzige, was er hörte, war das Rauschen der Blätter, die unter einer kurzen, aber heftigen Böe, wie unter einem Peitschenschlag zusammenzuckten. Unwillkürlich verhielt er mitten im Schritt als er eine leichte Vibration unter seinen nackten Füßen spürte.

„Was ist, worauf wartest du?“, hörte er Milla noch sagen, bevor Boden unter ihm nachgab. Jorge war viel zu überrascht, um zu reagieren. Mit einem kurzen Aufschrei verschwand er von einem Augenblick zum anderen in dem Loch dass sich unter ihm aufgetan hatte. „Jorge“, Millas Gesicht erschien gleich darauf über der Grube und fast hätte auch sie das Gleichgewicht verloren, als sie sich besorgt zu ihm herunterbeugte. „Ist dir etwas passiert“, hörte er ihre Stimme, mit einem Anflug von Panik darin. Jorge grinste schon wieder. „He, wenn ich mit dir zusammen bin, dann zieht es mich ganz schön herunter.“ Milla lachte vor Erleichterung.

Die Grube, in die er gefallen war, schien nicht allzu tief zu sein. Über sich in etwa eineinhalb Meter Entfernung sah er ihr Gesicht und gleich darauf streckte Milla ihre Hand herunter, um ihm hoch zu helfen. „Mach ja nicht noch einmal so einen Blödsinn. Ich habe mir vor Schreck fast in die Hose gemacht.“ „Geht nicht“ grinste er, „du hast nämlich keine an. Außerdem ist der Anblick, den ich im Moment genieße, diesen kleinen Sturz wert.“

„Du bist wirklich unmöglich“ seufzte Milla und sah gleich darauf, wie sich Jorges Miene veränderte. Das Ganze glich einem Film, den man zu schnell abspielte. Der Ausdruck der Zärtlichkeit in seinem Gesicht verwandelte sich in Überraschung und gleich darauf in Panik. „Lauf weg, Milla, lauf weg“ schrie er so schrill, wie sie es bei seiner tiefen Stimme nie vermutet hätte.

Ohne zu begreifen was Jorge so in Angst versetzte drehte sie sich um und erstarrte zu Stein, als sie in ein paar rote Augen blickte die glühten wie Kohle im Feuer. Im gleichen Moment wuchs hinter dem

Wesen etwas, wie ein Berg in die Höhe und öffnete grollend seinen Rachen. Die Welt begann sich um sie zu drehen und erst der Schrei von Jorge, der aus der Grube drang, erlöste sie von der Starre, die sie befallen hatte. Schnell duckte sie sich und schnellte seitlich weg. Ein pfeifender Schlag, mit einer Wucht ausgeführt dass er ihr den Kopf weggerissen hätte, verfehlte Milla um Haaresbreite.

Sie lief, wie sie in ihrem Leben noch nie gerannt war und versuchte den Waldrand zu erreichen. Sie wusste, dass wenn sie die Bäume erreichte, einen kleinen Vorteil hatte. Sie selbst war klein und wendig während das Ding, das sie mit stampfenden Schritten verfolgte, schwer und un gelenk schien. Wie Messer drangen verdorrte Äste und Kiefernzapfen in ihre ungeschützten Fußsohlen ein, doch die Panik ließ sie nicht spüren wie ihre Haut an den Füßen immer einriss und blutete.

Nur noch zwei Meter, dann hatte sie es geschafft. Urplötzlich bremste eine Wurzel, die aus dem Waldboden herausragte ihren Lauf. Sie schmeckte Moos und Laub, als sie auf ihr Gesicht fiel. Tränen liefen an ihren Wangen herab, die ihr die Sicht nahmen. Millas Hände krallten sich in den Waldboden, als etwas sie in die Luft hob, scheinbar so mühelos als würde ihr Körper aus Papier bestehen. Im gleichen Augenblick schienen tausend Eissplitter in ihr zu explodieren, als ihr Bauch aufgerissen wurde. „Schade“ dachte sie und ein warmes Gefühl stieg in ihr hoch, als sie an Jorge dachte. Mit einem Lächeln auf dem Gesicht wurde es dunkel um sie.

### Kapitel 3

Schweißtropfen rannen über Franz Xaver Konopkes Gesicht. Er hatte sich hinter der Wand in Sicherheit gebracht und versuchte seinen Gegner auszuschalten. Die Heckler & Koch P10, die er in der Hand hielt, fühlte sich an, wie ein Fremdkörper. Vorsichtig schlich er sich an das andere Ende der Mauer, um von dort aus einen Einblick in das Zimmers zu erhalten, in dem sich sein Gegner aufhielt. Langsam ging er in die Knie, was bei seinem Körperumfang gar nicht so einfach war. Irgendwie war der Bauch immer im Weg. In der Hocke und auf Zehenspitzen beugte er sich nach vorne.

Es war, als wenn man einen Ball immer weiter in die Richtung einer abschüssigen Klippe schieben würde. Sobald der Schwerpunkt sich zu stark verlagerte, würde er herunterfallen und genau das geschah in diesem Moment mit Hauptkommissar Konopke. Er ruderte noch mit den Armen, aber es war bereits zu spät. Krachend kugelte er hinter der Wand hervor und sah wie sein Gegner mit gezogener Waffe auf ihn zielte. Noch während seiner unkontrollierten Bewegung schoss er mehrere Male auf den Kerl mit der unrasierten Visage und sah wie dieser langsam nach hinten fiel.

Schwein gehabt, das hätte weitaus übler ausgehen können, aber er war noch lange nicht aus dem Schneider. Ein Gegner ausgeschaltet, aber garantiert warteten noch mehr auf ihn, bis er sich zu der Geisel durchgeschlagen hatte. Er ähnelte einer Schildkröte, die auf dem Rücken lag und sich bemühte wieder auf die Beine zu kommen. Es gelang ihm mühsam aufzustehen, nachdem er sich auf die Seite gedreht und mit den Händen auf dem Boden abgestützt hatte. Pures Pech, dass er die Pistole noch nicht gesichert hatte und sich unbeabsichtigt noch ein Schuss löste. Gleich darauf hörte er ein dumpfes Poltern. Verdammt nochmal, wie hatte er übersehen können, dass noch ein Typ hinter dem Sofa kniete, um es als Deckung zu benutzen. Hätte sich der Schuss nicht selbständig gemacht und die Figur ins Bein getroffen, wäre dieser Gang für ihn jetzt vorbei gewesen.

Hastig wischte sich Franz die Schweißtropfen aus dem Gesicht. Er konnte es sich nicht erlauben, dass sie in seine Augen rannen und ihm die Sicht nahmen. Wie viele Kugeln hatte er eigentlich noch. Das Magazin fasste dreizehn Patronen, aber er hatte nicht mitgezählt, was er bereits verballert hatte. Die Logik sagte ihm, dass es besser wäre, ein neues einzulegen. Doch als er an seine Seite fasste, wurde ihm schlagartig klar, dass er nach dem letzten Schießtraining vergessen hatte sein Ersatzmagazin wieder aufzufüllen.

„Was ist, wollen sie Wurzeln schlagen?“ dröhnte eine Stimme in seinem Kopf. Diese Kerle schienen nicht in der Lage zu sein die Lautstärke zu reduzieren, solange er den verdammten Knopf im Ohr hatte „Der Auftrag ist noch lange nicht zu Ende und wenn sie nicht einen Zahn zulegen, ist die Geisel eine Leiche.“ Erbittert fluchte Franz Xaver Konopke auf sich selbst und die Umstände, die ihn zwangen in diesem unübersichtlichen Gemäuer zu sein und nicht in seinem schönen Büro.

Nachdem er sich die schweißigen Hände an den Hosenbeinen abgewischt hatte, lag die P10 wieder besser in seiner Hand. So schnell es ging durchquerte er den Raum und stellte sich neben die Tür, hinter der er die Geisel vermutete. Es war klar, dass sie nicht unbewacht sein würde und seine einzige Chance war, schneller zu sein als der Geiselnnehmer. Logischerweise wusste der, was auf ihn zukam, denn leise und katzenhaft hatte sich Konopke wahrlich nicht benommen.

Er hatte kürzlich eine Reportage über eine Spezialeinheit des Militärs gesehen. Mühelos hatten die durchtrainierten Typen einen kompletten Stützpunkt des Feindes eingenommen, ohne auch nur einen einzigen Schuss abzugeben. Das leise Töten war eine Kleinigkeit für diese Kerle, die nur mit Messern oder ihren Händen bewaffnet angeblich einen Gegner nach dem anderen ausschalten konnten. Konopke grinste als er daran dachte, dass auch Spezialisten nur mit Wasser kochten und im Ernstfall schon so manches Kommando in die Hose gegangen war.

Angefangen bei der Schlappe auf Kuba und der Schweinebucht bis hin zur Festsetzung von Bin Laden. Franz Xaver Konopke glaubte bis zum heutigen Tag noch nicht daran, dass es den Amis wirklich gelungen war, den Anführer der Al-Qaida zu fassen. Zu viele Ungereimtheiten bei der ganzen Sache.

„Konopke, schlafen sie? Wieder dröhnte die Stimme aus dem Kopfhörer. „Na gut“, dachte er „bringen wir es hinter uns.“ Franz holte noch einmal tief Luft und stürmte mit seinen einhundertzwanzig Kilogramm Körpergewicht auf den Eingang des Raumes zu, um ihn aufzusprengen. Es war, als hätte sich die Tür mit einem Nashorn angelegt. Es waren nicht nur die Scharniere, die aus den Fugen flogen. Das komplette Türblatt löste sich mit einem lauten Knall aus der Zarge, und Konopke kam mit ihm zusammen auf dem Boden des Raumes zu liegen.

Gleichzeitig sah er den letzten der Verbrecher, der mit einer abgesägten Schrotflinte aus dem Halbdunkel auf ihn zielte. Konopke zog mehrmals hintereinander den Abzug durch, aber nach dem ersten Knall folgte nur noch das harte Klicken von Metall auf Metall, als der Bolzen der Pistole nicht mehr auf den Widerstand einer Patrone traf. „Scheiße“, dachte er. „Ich hätte doch mitzählen sollen.“

Mit eingezogenem Genick wartete er auf den unvermeidlichen Schuss, der ihm den Garaus machen sollte. Stattdessen hörte er ein leises Quietschen und einen harten Schlag, als auch dieser Gegner zu Boden fiel. Konopke lag immer noch auf dem Türblatt und rappelte sich mühsam auf. Stöhnend befühlte er seine Knie, die unter dem harten Aufprall gelitten hatten. Wo zum Teufel war die Geisel? Er sah noch einmal kurz zu dem Gangster hinüber, den er mit seiner letzten Patrone erledigt hatte und bemerkte, dass er einen sauberen Kopfschuss gesetzt hatte. Zwar nicht mit Absicht, aber immerhin.

„Wo verdammt habt ihr dieses Mal die Geisel versteckt“, brüllte er in das Mikrofon, das sich vor seinem Mund befand. Ein Schmerzenslaut zeigte ihm, dass er es seinem unsichtbaren Gesprächspartner mit gleicher Münze zurückgezahlt hatte. Man sollte eben nicht in die Mikrofone einer empfindlichen Technik schreien.

Mit einem lauten Knacken leuchteten an der hohen Decke des Gebäudes gleißend helle Lampen auf. Vier Männer traten aus einer Metalltür am östlichen Ende der Halle. Konopke knirschte mit den Zähnen, als er Kriminalrat Gottfried Schuster erkannte. Natürlich hatte der es sich nicht nehmen lassen bei der Übung dabei zu sein, die Schulungsleiter Breitenesser extra für ihn ausgearbeitet hatte.

Langsam zog sich Konopke das Funkset von seinem verschwitzten Kopf. „Klasse“, grinste Breitenesser, als die Gruppe bei Franz Xaver Konopke angekommen war. „Den Mitschnitt der Filmaufnahmen dieser Übung werde ich aufbereiten und in You Tube setzen. Ich bin sicher, dass dieses Video alle Rekorde im Bereich Spaß schlagen wird.“ „Sagen sie mir lieber, wo die Geisel ist, anstatt sich auf meine Kosten zu amüsieren. Sie wissen genau, dass meine Stärken in anderen Bereichen liegen. Außerdem hasse ich diese dämlichen Schießspielchen.“

Kriminalrat Schuster räusperte sich und Franz Xaver konnte sehen, wie die Ader auf seiner Stirn anschwell. „Wenn sie die Übungen als Spielchen bezeichnen, dann haben sie scheinbar immer noch nicht verstanden, dass es um ihren Job geht, Konopke. Bei dem Übergewicht das sie mit sich herumschleppen ist es ein Wunder, dass sie überhaupt noch ihren Dienst versehen.“ Franz Xaver war klar dass er mit seinen fünfundvierzig Jahren nicht ganz dem Idealbild des Polizeibeamten entsprach. Trotz allem fühlte er sich recht wohl in seiner Haut solange er sich nicht übermäßigen Anstrengungen wie dieser aussetzte.

„Fragen sie einfach unseren Polizeiarzt, der ihnen bescheinigen wird, dass ich topfit bin.“ Am Zucken der Augenlider seines Vorgesetzten sah Franz Xaver, dass er ins Schwarze getroffen hatte. Dr. Obermeyer war zwar selbst darüber verwundert gewesen, dass alle Werte Konopkes im grünen Bereich lagen. Er hatte sich aber letztendlich damit abgefunden, dass der Kriminalhauptkommissar sich bester Gesundheit erfreute, auch wenn seine Fitness stark zu wünschen übrig ließ. Für einen sportlichen Gesundheitsfanatiker wie seinen Vorgesetzten aber war Konopke das roteste Tuch, das es geben konnte.

„Wäre jetzt jemand so freundlich mir zu sagen, wo ihr die Geisel versteckt habt?“ Ohne ein Wort zu sagen, aber mit einem noch breiteren Grinsen im Gesicht hob Breitenesser das Türblatt an, das Konopke aus den Angeln gerissen hatte. Darunter tauchte die Schießbudenfigur eines Kindes auf, das die Geisel darstellen sollte. „Aufgrund des harten Aufpralls und dem enormen Kampfgewicht unseres Geiselbefreiers gehe ich von der Voraussetzung aus, dass die Person die Befreiung nicht überlebt hat. Wenn ein Pathologe Pappkameraden untersuchen würde statt echter Leichen, dann würde er garantiert Tod durch plattwalzen in den Autopsie-Bericht schreiben.“

Konopke sah, wie sich bei dem Urteil des Ausbilders die Mundwinkel von Polizeirat Schuster für einen kurzen Moment nach oben schoben. „Ich kann also davon ausgehen, dass Hauptkommissar Konopke die Übung nicht bestanden hat“, fragte er Breitenesser. Konopke war sofort klar was die zufriedene Miene seines Vorgesetzten bedeutete. Falls der Ausbilder entscheiden sollte, dass der Parcours von ihm nicht bewältigt worden war, hatte Schuster endlich einen Grund gefunden um Konopke ein Abspeck-Programm zu verordnen.

„Ich denke in dem Fall habe ich auch noch ein Wörtchen mitzureden“, warf Franz Xaver ein. „Da gibt es nichts mitzureden, die Sachlage ist eindeutig. Der Befreiungsversuch ist danebengegangen und die Geisel ist tot.“ Sein Vorgesetzter schien sich nicht auf Diskussionen einlassen zu wollen und Konopke wusste, dass dies auch nicht nötig war. Das endgültige Urteil fällte immer der Übungsleiter und das war Breitenesser.

„Ich würde vorschlagen, dass wir den ganzen Einsatz kurz Revue passieren lassen und dabei analysieren“, schlug Franz Xaver vor. „Von mir aus, ich lache gerne noch einmal.“ Breitenesser gluckste wieder vor Vergnügen.

„Na schön, fangen wir an. Den ersten Gegner habe ich ausgeschaltet, sofort nachdem ich das Zimmer betreten hatte.“ „Ich würde sagen, dass sie wild in den Raum geballert haben ohne überhaupt zu sehen, wohin sie schießen. Außerdem haben sie ihm lediglich zwei Mal in den Fuß und einmal in die Hand geschossen. Wobei in die Hand geschossen wie ich zugebe etwas untertrieben ist. Die Kugel hat ihm nämlich zwei Finger weggefetzt.“

„Eine Frage Herr Ausbilder, mit einer neun Millimeter in den Fuß, plus der Verlust von zwei Fingern. Würden sie sagen, dass der Kerl noch kampffähig war?“ Breitenesser überlegte kurz und schüttelte dann langsam den Kopf. „Nein, alleine durch den Schock müsste er entweder in Ohnmacht gefallen sein, oder sogar einen Herzstillstand erleiden.“ „Habe ich den Punkt oder habe ich ihn nicht?“ Konopke ließ nicht locker und schaute starr in die Augen des Übungsleiters. „Den Punkt haben sie, ein Ehrenpünktchen sozusagen, auch wenn sie sich dabei nicht gerade mit Ruhm bekleckert haben.“

„Dann kommen wir zu Gegner Nummer zwei hinter dem Sofa.“ „Den Punkt wollen sie doch nicht allen Ernstes geltend machen“, platzte Schuster dazwischen. „Sie sind hinter der Wand hervor gekugelt wie ein nasser Sack, weil sie ihr Gleichgewicht verloren haben. Dabei können sie noch von Glück sagen, dass sie sich nicht selbst umgebracht haben, als ihre Waffe losging.“ Franz Xaver runzelte kurz die Stirn und wandte sich dann wieder an den Ausbilder. „Ich will nur eines wissen, habe ich ihn ausgeschaltet oder nicht?“ Breitenesser spürte, dass der Polizeirat eine bestimmte Antwort von ihm erwartete, aber er war schon zu lange im Polizeidienst, als dass er sich von der finsternen Miene eines Vorgesetzten hätte einschüchtern lassen. „Ich muss zugeben, dass auch dieser Gegner nicht mehr kampffähig gewesen wäre.“ Konopke nickte zufrieden „Also habe ich auch den zweiten Verbrecher ausgeschaltet. Bekomme ich diesen Punkt oder bekomme ich ihn nicht?“

Polizeirat Schuster wurde jetzt richtig zornig. „Konopke, es kann nicht ihr Ernst sein diesen Glückstreffer als Punkt einzufordern. Bleiben sie auf dem Boden der Tatsachen und sehen sie endlich ein, dass sie im Ernstfall komplett versagt hätten. Ihr Speck scheint sie allmählich sogar am Denken zu hindern.“ „Das glaube ich nicht, Herr Polizeirat Schuster. Mein Denkvermögen funktioniert mit jedem Kilo besser, das können sie mir glauben.“ „Trotzdem war es Zufall und der gilt nicht.“ „Dann müsste jeder Angler, der an einem Wettkampf teilnimmt, die gefangenen Fische auch wieder in den Bach werfen, von Goldsuchern ganz zu schweigen.“

Franz Xaver nahm die Stellung eines imaginären Diggers ein der seine Schürpfanne schwenkt. „Gold, oh mein Gott, ich habe Gold gefunden. Nur schade, dass ich es nicht behalten kann, weil es ja nur ein Zufall war, dass ich an dieser Stelle gebuddelt habe.“ Theatralisch hob Franz Xaver die Hände in den Himmel, doch bevor er mit seinem Schauspiel fortfahren konnte, wurde er von Breitenesser unterbrochen. „Hören sie auf mit dem Blödsinn, Konopke, sie bekommen den Punkt. In dem Übungshandbuch steht nichts darüber, dass zufällig erzielte Treffer ungültig sind und genau daran halte ich mich.“ „Nichts anderes wollte ich hören“ strahlte er und rieb sich die Hände.

„Gibt es an Gegner Nummer drei auch etwas auszusetzen?“ „Nein, das war bilderbuchmäßig“, gab Breitenesser zu. „Die beiden vorherigen wurden lediglich kampfunfähig gemacht, während der direkte Bewacher der Geisel mit einem finalen Rettungsschuss getötet wurde. Im Ernstfall hätte er noch nicht einmal mehr den Finger krumm machen können, um den Abzug zu betätigen.“

Franz Xaver atmete tief durch und ging zu der Tür, die er aus dem Rahmen gesprengt hatte. „Dann wollen wir uns die Sachlage mal etwas genauer betrachten.“ „Da gibt es nichts zu betrachten, die Geisel ist Matsch“, warf Schuster ein. „Erledigt von einem einhundertzwanzig Kilogramm schweren Kriminalhauptkommissar, der seine Masse auf einhundertfünfundsiebzig Zentimeter Körpergröße konzentriert. Mensch Konopke sehen sie doch ein, dass sie viel zu fett sind und ziehen sie endlich das Abspeckprogramm durch.“ „Gott sei Dank sind es im Augenblick einhundertdreißig Kilogramm, Herr Kriminalrat, ansonsten wäre es mir nicht möglich gewesen die Geisel zu retten.“

Ungläubig sahen die Männer Konopke an der sich krampfhaft bemühte nicht zu grinsen. Die zwei Begleiter von Schuster und Breitenesser hatten sich während des Disputs diskret abseits gehalten, aber Franz Xaver konnte aus den Augenwinkeln sehen, wie es in den Gesichtern der beiden verdächtig zuckte und sie nur mit Mühe ein Schmunzeln zurückhalten konnten. „Jetzt ist er völlig übergeschnappt. Wie soll ein Mensch, noch dazu ein Kind, diesen Aufprall überlebt haben?“ Schuster war völlig perplex,

während der Ausbilder die Stirn runzelte. „Dann werden sie mir sicher gleich erklären, warum die Leiche nicht das Zeitliche gesegnet hat“, warf Breitenesser ein.

„Erstens kann eine Leiche nicht mehr das Zeitliche segnen, weil sie bereits tot ist und zweitens war das garantierte Überleben der Geisel eine rein mathematische Aufgabe.“

Als ob er bereits ahnen würde dass Franz Xaver seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen versuchte, runzelte Polizeirat Schuster sorgenvoll seine Stirn. „Legen sie los, Konopke, ich bin wirklich gespannt, welchen Unsinn sie uns als Ausrede präsentieren werden.“ Franz Xaver setzte eine todernste Miene auf und legte theatralisch Daumen und Zeigefinger an die Stirn. Die Diskussion hatte ihm ausreichend Zeit gelassen, eine Erklärung zu finden die nur schwer zu widerlegen war.

„Wenn der Gegner sich mit einer Geisel in einem Raum befindet und dieser nicht erkundet werden kann, bleiben dem Einsatzkommando folgende Möglichkeiten. Erstens, man versucht zu verhandeln, worauf sich allerdings nicht jeder Entführer einlässt, insbesondere dann nicht, wenn zwei seiner Kollegen mit einer solchen Menge Kugeln abgefüllt wurden, die ausreichen um zwanzig Angler mit Gewichten für ihre Ruten auszustatten. Er ist also nervös bis in die Fingerspitzen, was natürlich zum Tod der Geisel führt, wenn er sie um den Abzug einer Pistole gelegt hat.

Die zweite Möglichkeit besteht darin mit einem Rammbock die Tür aufzuschlagen, was immer mit Unwägbarkeiten verbunden ist. Man muss die Notwendigkeit eines zweiten Schlages mit einkalkulieren, was dem Geiselnahmer die Möglichkeit bietet, die Geisel zu erschießen falls er es nicht bereits nach dem ersten Schlag getan hat. Drittens: Mehrere Kollegen des Einsatzkommandos versuchen die Tür gemeinsam aufzubrechen, was immer ein Mordsgedrängel gibt und wiederum mit dem Tod der Geisel endet.

Viertens: Sprengstoff. Ich liebe Sprengstoff, das knallt immer so schön, aber nimmt man zu wenig, ist die Tür noch intakt und die Geisel tot, nimmt man zu viel, ist die Tür kaputt und die Geisel auch, da sie ja als lebendes Schutzschild direkt vor der vermaledeiten Tür gestanden hat. Also alles in allem eine Scheiß-Situation.“

Das Grinsen der beiden Männer, die sich während der Erklärung von Franz Xaver immer noch im Hintergrund hielten, war nicht mehr zu übersehen. Die Gesichter von Schuster und Breitenesser wurden indessen immer länger, als ahnten sie bereits was kommen würde. „Blendgranaten, Tränengas, alles Mist. Jeder Kidnapper hat, wenn er entschlossen genug ist, die Zeit, um die Geisel noch schnell zu erledigen. Nein, die einzige Möglichkeit war, durch die Tür zu brechen und durch Körper und Türblatt die Geisel zu schützen. So wurde dem Kind auch die Bewegungsfreiheit genommen, was natürlich in einer solchen Situation unschätzbar wertvoll ist, weil dadurch verhindert wird dass es in die Schusslinie gerät.

Man konnte Schuster und Ausbilder Breitenesser ansehen, wie sie innerlich kochten. „Der beste Schutz nützt nichts, wenn die Geisel durch eben diesen Schutz stirbt“, warf Breitenesser ein. „Die Geisel konnte gar nicht sterben, Herr Ausbilder. Wie groß ist die Tür in etwa?“ „Ungefähr achtzig auf zwei Meter.“ „Genau! Was schätzen sie, wie groß und breit ich bin?“ „Für die Breite auf jeden Fall zu klein.“ „Sie sind ein Spaßvogel Herr Breitenesser. Wenn sie meine vordere Körperfläche auf die Fläche der Tür umrechnen, werden auch sie zu dem Ergebnis kommen, dass auf jedem Quadratzentimeter des Kindes ein Gewicht von gerade mal einem Kilo lastete. Dazu kommt noch, dass der Türkopf nicht abgebrochen ist und daher noch einen nicht unerheblichen Teil meines Gewichts aufgenommen hat. Die hauptsächliche mathematische Aussage besteht allerdings darin, dass sich meine Knie, während ich aufgestanden bin, nur auf dem unteren Drittel der Tür befanden, während sich der Oberkörper der Geisel unter dem oberen Drittel des Türblatts befand. Wenn ich alles zusammenrechne, kommt ein Druck von etwa einhundert Gramm auf jeden Quadratzentimeter der Geisel. Da wollen sie mir

erzählen, ich hätte das Kind zerquetscht? Am besten rufen sie einen unserer Pathologen an und fragen ihn, was für ein sachverständiges Urteil er unter den gegebenen Umständen abgeben würde."

Franz Xaver schaute in fassungslose Gesichter, nachdem er seine Rechnung aufgemacht hatte. Das Schweigen war so erdrückend, dass sogar das Knistern der Kulisse hörbar war, die sich unter den heißen Deckenscheinwerfern leicht verzog. „Was ist, bekomme ich meinen vierten Punkt oder nicht?“ Breitenesser setzte den Kugelschreiber mit einem Druck auf das Papier, dass es halb zerriss, als er den Haken unter den letzten Punkt setzte. „Hier, sollten sie aber auf den Gedanken kommen ihre Methode in das Handbuch für Geiselnbefreiungen eintragen zu lassen, dann Sorge ich persönlich dafür, dass sie es bei der nächsten Übung mit echten Gegnern zu tun haben werden."

Die Laune des Ausbilders war noch Gold, gegen die von Polizeirat Schuster. „Mitkommen Konopke, wir haben etwas zu besprechen." Ohne eine Antwort abzuwarten, drehte er sich um und ging zum Ausgang. Während Breitenesser im Raum zurückblieb, um die entstandenen Schäden zu begutachten, folgte Franz Xaver zusammen mit den beiden Unbekannten Polizeirat Schuster zu dessen Büro. „Setzen." Unmissverständlich machte der Vorgesetzte klar, wer der Chef im Ring war. „Konopke, sie werden München verlassen." „Aus was für einem Grund, ich habe den Test bestanden“, brauste der Hauptkommissar auf. Er wusste, dass er auf der Abschussliste stand, doch wenn Schuster glaubte ihn einfach abzuschieben zu können hatte er sich getäuscht.

Er war nach wie vor der beste Ermittler des Kriminalfachdezernats 1 in der Münchner Hansastraße. Franz Xaver ermittelte beim K11, das sich mit vorsätzlichen Tötungsdelikten befasste und davon gab es nicht gerade wenig in der bayrischen Landeshauptstadt. „Ich darf ihnen erst einmal die beiden Herren hier vorstellen“, übergab Schuster einfach den Einwand von ihm. „Herr Sobert und sein Kollege, Herr Bachert. Die beiden Herren sind Beamte des Bundeskriminalamtes und hier um sie gleich mitzunehmen. Ab sofort sind sie dem BKA unterstellt." „Dem BKA, was zum Teufel verspricht sich das BKA von meiner Mitarbeit?" Der größere der beiden, der Franz Xaver als Sobert vorgestellt worden war, räusperte sich. „Eigentlich sind sie nicht dem BKA unterstellt, sondern werden dem Landeskriminalamt Baden-Württemberg als Berater zur Verfügung stehen." „Ich will aber nicht hin- oder abgestellt werden. Wissen sie eigentlich, was für ein Berg an Arbeit auf meinem Schreibtisch liegt? Aufgrund der mittlerweile chronischen Personalknappheit arbeite ich die Fälle von zwei Vollzeitstellen ab." Schuster grinste hämisch. „Futtern können sie auch für zwei, dann wird ihnen das bisschen Mehrarbeit garantiert nichts ausmachen."

„Herr Konopke, wir wissen, dass ihre Fälle wichtig sind, trotzdem müssen wir auf ihre Mithilfe bestehen“, warf BKA-Mitarbeiter Bachert ein. Der Mann erinnerte Franz Xaver an einen US-Marine. Er war untersetzt, strotzte aber vor Muskeln und die Art und Weise, mit der er hin und wieder seine Halsmuskulatur lockerte, zeigte ihm, dass er einen ausgebildeten Boxer vor sich hatte. Manche Angewohnheiten konnte man einfach nicht verbergen oder ablegen.

Auch Sobert schien nur äußerlich die Ruhe selbst zu sein. „Täusche ich mich oder würden sie jetzt gerne eine Zigarette rauchen? Gar nicht so leicht Anspannungen abzubauen, wenn man vor drei Monaten dem Nikotin abgeschworen hat." Sobert sah Konopke entgeistert an. Woher zum... woher wollen sie wissen, dass ich auf Entzug bin?" Mitleidig schaute Konopke ihn an. „Der erste Monat ist schwer, aber der zweite noch viel schwerer. Da fängt man an die Fingernägel abzukauen, immer wenn man am liebsten zur Zigarette greifen würde. Ab dem dritten Monat wird es etwas leichter und man gewöhnt sich außer dem Rauchen auch das Nägelkauen wieder ab. Nur der Reflex zur Kippenschachtel bleibt noch eine Weile erhalten. Die haben sie meistens in der linken Tasche ihrer Jacke getragen, da sie dort am wenigsten aufträgt. Das Feuerzeug allerdings steckt jetzt noch in ihrer rechten Hosentasche. Logisch, die Zigaretten kann man sich selbst nachts aus dem Automaten ziehen, falls einem die Sucht überfällt, aber Feuer muss man dabei haben, das findet man nicht an jeder Ecke."

Der BKA- Mann war sprachlos. „Sie haben recht, ich versuche mir das Rauchen abzugewöhnen. Aber woher wissen sie dass ich vor drei Monaten damit aufgehört habe?“ „Beim Entzug verhalten sich fast alle Menschen gleich, egal was für eine Willenskraft sie haben. Den Rest konnte ich mir an der Länge ihrer Nägel ausrechnen.“ „Und wie soll das gehen?“, platzte Sobert’s Kollege Bachert heraus.

„Auch wieder ganz einfach zu erklären“, lächelte Konopke und bemühte sich ernst zu bleiben um nicht unhöflich zu erscheinen. „Menschliche Nägel wachsen innerhalb gewisser Normen. Fußnägel etwa einen Millimeter pro Monat, während Fingernägel die gleiche Länge bereits nach einer Woche erreicht haben. Vorher hatte ihr Kollege die Angewohnheit des Nagelkauens nicht, ansonsten wären die Nagelhäute stärker angegriffen.“

Polizeirat Schuster räusperte sich. „So toll finde ich ihre Beobachtungsgabe nun auch wieder nicht Konopke.“ Schuster wandte sich wieder seinen beiden Besuchern zu. „Mir ist es nach wie vor schleierhaft, wieso sie ausgerechnet Kriminalhauptkommissar Konopke in ihrem Team haben möchten.“

Auf einen Schlag wurden die beiden BKA-Mitarbeiter ernst. „Das hängt mit seinem Hobby zusammen.“ „Was für ein Hobby? Seit wann hat Konopke ein anderes Hobby, als zu essen?“ Erstaunt schaute Sobert Polizeirat Schuster an. „Sie wissen nicht, dass ihr Mitarbeiter noch eine andere Tätigkeit ausübt außer der Polizeiarbeit in ihrem Dezernat?“ „Zumindest hat er bei mir keine Nebentätigkeit angemeldet obwohl es natürlich meldepflichtig ist. Aber danke, ich finde die Information sehr interessant“, Schuster grinste wie ein Löwe, der sich auf eine kommende Mahlzeit freut weil es für seine Beute keine Möglichkeit des Entkommens mehr gibt.

„Mein Hobby, Herr Polizeirat. Von Nebentätigkeit hat kein Mensch gesprochen.“ Enttäuscht sah Schuster wieder seine Felle davon schwimmen. Allmählich schien auch er zu der Überzeugung zu kommen, dass Konopke eine Spur zu clever war, um sich bei irgendwelchen Ungereimtheiten erwischen zu lassen, die ihn den Job kosten konnten. „Es wäre trotz allem nett von ihnen, wenn sie mir mitteilen würden, was das Hobby von Konopke mit der Beratertätigkeit beim BKA zu tun hat?“

„Herr Konopke schreibt Bücher und sein Hintergrundwissen könnte uns bei dem Fall, den wir bearbeiten, nützlich sein“, antwortete Bachert ausweichend. „Was haben Kochbücher mit einem Fall des BKA zu tun?“ Langsam ärgerte Konopke das Verhalten seines Chefs, der anscheinend nicht in der Lage war, aus seiner festgefügtten Denkschablone auszubrechen. Wie schon so oft, fragte er sich, wie manche Leute zu einer leitenden Stelle gekommen waren, ohne auch nur die geringste Befähigung zu haben diese auch auszufüllen. Als Kriminalist war sein Vorgesetzter auf jeden Fall absolut talentfrei.

„Ich schreibe keine Kochbücher, Herr Kriminalrat Schuster.“ „Was schreiben sie dann?“ „Herr Konopke hat nur ein einziges Thema, das er in seinen Büchern behandelt.“ Man merkte, dass auch den beiden BKA-Beamten das Spiel allmählich zu dumm wurde. „Und das wäre?“ „Ungeklärte Morde ab dem 17. Jahrhundert bis heute, Herr Polizeirat. Allmählich komme ich zu der Überzeugung, dass in diesem Kommissariat ein Talent vergeudet wird.“

Die Stimme von Sobert klorrte wie Eis, als er mit Schuster sprach. Es war nicht die geringste Spur von Freundlichkeit mehr darin und man spürte, dass ihn auch das Rauchen einer Zigarette nicht davor bewahrt hätte, aus der Haut zu fahren. Kommentarlos legte sein Kollege Bachert ein Schreiben auf den Schreibtisch von Schuster.

„Herr Konopke ist von sämtlichen Aufgaben in ihrer Dienststelle entbunden und nimmt ab sofort nur noch Weisungen der Mitarbeiter des BKA von der Abteilung ZD entgegen. Die Weisungsberechtigung von ihnen, Herr Schuster, oder anderen Vorgesetzten endet ab sofort. Sorgen sie dafür, dass Herrn Konopkes Privatsachen die sich in seinem Spind oder Schreibtisch befinden, ausgeräumt und ihm

nachgeschickt werden. Die genaue Adresse bekommen sie innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden."

Noch nie zuvor hatte Konopke seinen Chef dermaßen fassungslos gesehen. Sein Mund öffnete und schloss sich, ohne dass er ein Wort herausbekam. Fast schlagartig fing eine Ader auf der Stirn an zu pulsieren, was immer ein sicheres Zeichen dafür war, dass der nächste cholerische Anfall kurz bevor stand. „Sein Speichel flog durch den Raum, als er anfang zu schreien. Von einem auf den anderen Moment wurde er krebsrot und schien fast zu platzen vor Wut. „Was erlauben sie sich. Scheinbar wissen sie nicht, wen sie vor sich haben. Niemand redet so mit mir und ihr Scheiß Papier können sie sich in den Hintern schieben. Auch das BKA hat mir nicht vorzuschreiben, was ich mit meinem...."

Mit einem Satz war Sobert am Schreibtisch Schusters und schlug mit der Faust darauf, während Bachert seelenruhig im Hintergrund eine Nummer an seinem Handy wählte. „Wenn ihnen ihr Job lieb ist, dann halten sie die Schnauze, sie inkompetenter Vollidiot." Konopkes Vorgesetzter war dermaßen verduzt dass es jemand wagte ihm Einhalt zu gebieten, dass er schlagartig verstummte. Wortlos reichte ihm Bachert das Telefon, an dessen anderem Ende sich scheinbar schon ein Gesprächspartner befand. Ungehalten riss Konopkes Chef das Handy aus Bacherts Hand. „Schuster“, bellte er in den Hörer, um gleich darauf leichenblass zu werden. „Ja, Herr Innenminister, selbstverständlich, Herr Innenminister, das werde ich, Herr Innenminister." Wortlos reichte er das Telefon an Bachert zurück.

„Ich verpflichte sie hiermit Stillschweigen über die ganze Angelegenheit zu wahren. Sollte jemand nach dem Kollegen Konopke fragen, dann sagen sie, dass er sich bis auf Weiteres als Verstärkung bei einer anderen Dienststelle eingesetzt wird. Sein Rückkehrtermin ist unbekannt. Seine Personalakte senden sie unverzüglich an das BKA. Haben wir uns verstanden, Herr Kriminalrat Schuster?" Franz Xavers Vorgesetzter nickte nur stumm und blieb, wie versteinert, sitzen, als die Drei das Büro verließen.

„Wieso ist ihr Chef eigentlich so sauer auf sie, haben sie ihm schon irgendwann einmal ans Bein gepinkelt?" „Ich beobachte manchmal etwas zu viel und meine Schnauze halten kann ich auch nicht immer“, gab Konopke lapidar Antwort auf Bacherts Frage, während sie durch den langen Flur in Richtung Ausgang gingen.

Vor dem Hauptgebäude stand bereits der Dienstwagen der beiden BKA-Leute. „Konopke, ein richtig bayrischer Name ist das aber nicht. Darf ich fragen, woher sie ursprünglich kommen?" Sobert schaute ihn bei der Frage neugierig an. Franz Xaver stoppte seinen Schritt so abrupt ab, als wäre er an eine Wand gelaufen. „Himmeheàgödna graizbirnbāmundhollaschdaun zefixhallelujasaggl zemendnoamoi durindviechdukariàds... dös soagst net noamol."

Bachert feixte, als er das verduzte Gesicht seines Kollegen sah. „Ich glaube eben hast du die falsche Frage gestellt, Werner. Natürlich ist Herr Konopke ein waschechter Bayer." „Dös gloabst aber“, gab Franz Xaver zufrieden zurück. „Der Name Konopke ist ein Erbstück meines Großvaters, der ursprünglich aus Berlin kam. Darunter hatte auch schon mein Vater zu leiden. Wenn die beiden Herren mir einen Gefallen tun möchten, dann sagen sie einfach Franz Xaver zu mir, oder noch einfacher, nur Franz." Sobert streckte ihm lachend die Hand entgegen. „Tut mir leid Franz, meine Frage war vielleicht etwas ungeschickt formuliert. Ich bin der Werner." Auch Bachert akzeptierte die Bitte Konopkes sofort. „Und ich der Jochen.

Wir müssen uns etwas beeilen. Um neunzehn Uhr ist bereits die erste Dienstbesprechung in Mannheim angesetzt. Wir treffen uns mit den Kollegen des Landeskriminalamtes und den Vertretern der dortigen Behörden." „Würdet ihr mir bitte erst einmal erklären, um was es eigentlich geht und wozu ihr meine Hilfe benötigt?" Franz schaute die BKA- Beamten aufmerksam an.

Schlagartig wurden die Mienen von Sobert und Bachert düster. „In einem deiner Bücher hast du Geschehnisse beschrieben die sich in Hockenheim, im Jahre 1692 abspielten." Franz piffte leise durch

die Zähne. „Stimmt, bis zur Unkenntlichkeit verstümmelte Leichen, die in kein, auch heute bekanntes, Schema passen. Ich habe den Fall nur in mein Buch aufgenommen, weil er so widersprüchlich war. Einerseits scheint es sich um ein wildes Tier zu handeln, das über Wanderer und Einheimische hergefallen ist, aber auf der anderen Seite passen ein paar der Angaben, die ich den Geschichtsaufzeichnungen entnommen habe, überhaupt nicht zu dem Rest der Wunden. Ich habe mich damals bei meinen Recherchen schon gefragt, wie viel Wahrheit und wie viel Dichtung in den Angaben steckt. Aber welches Interesse hat das BKA an der Geschichte, die vor über dreihundertzwanzig Jahren geschehen ist?“ Die Stimme des BKA-Beamten Sobert wurde brüchig, als er antwortete. „Weil es jetzt gerade wieder geschieht.“

#### Kapitel 4

Wie in Watte getaucht hörte Christian das leise Prasseln eines Feuers. Wieso hatte er es verpasst aufzustehen? Er war es doch, der am Morgen das Feuer anzündete. Mühsam versuchte er seinen Arm zu heben, was ihm aber nicht gelang. Was war los mit ihm, wo war der Elan, mit dem er normalerweise von seiner Schlafstätte aufstand? Er versuchte nach seiner Frau Marie zu rufen, aber ein heißeres Krächzen war alles, das aus seinem Mund drang. Schlaff fiel seine Hand wieder nach unten und Christian versuchte, sich zu orientieren. Ein Schleier umnebelte seine Augen und er sah nur undeutlich die Umrisse der Möbel in der kleinen Hütte, die sein Zuhause war.

Wieder bemühte er sich aufzustehen, fiel aber kraftlos zurück auf sein Bett. So schwach und hilflos hatte er sich noch nie zuvor in seinem Leben gefühlt. Christian fror, obwohl er mit einer schweren Decke bedeckt war. Sein Verstand schien einfach nicht richtig zu funktionieren. Das Zeitgefühl hatte er völlig verloren. Noch einmal versuchte er, sich bemerkbar zu machen, aber mehr als einen gurgelnden Schrei bekam er nicht heraus.

Gleich darauf klirrte etwas, als wenn ein Topf zu Bruch gegangen wäre und das erschreckte Gesicht seiner Frau erschien im Türrahmen. „Er ist wach.“ Ihr Schrei schien etwas ausgelöst zu haben, denn gleich darauf hörte er das Geräusch vieler trampelnder Stiefel. Der Schein der Kerzen flackerte unter dem Luftzug der offenen Tür, als der Raum sich mit Menschen füllte. „Lasst mich vorbei, macht Platz verdammt noch mal.“ Die Stimme des Baders war unüberhörbar.

Das Stimmengemurmel wurde lauter als der Bader sich nach vorne drängte und rücksichtslos jeden zur Seite schob, der ihm im Weg stand. Leicht verschwommen sah Christian ein Gesicht, das sich über ihn beugte und ihm die Hand auf die Stirn legte. „Das Fieber hat abgenommen, aber über den Berg ist er noch lange nicht.“ „Frag ihn, was passiert ist“, hörte Christian den Schultheiß fragen. „Wenn du glaubst, dass dieser Mann einen anständigen Bericht abliefern kann, dann glaubst du auch, dass kurfürstliche Scheiße nicht stinkt“, blaffte der Bader ihn an.

„Im Übrigen ist es ein Wunder, dass er überhaupt noch lebt. Wenn uns dieser Bodo von Birkenfeld nicht den Medicus vorbeigeschickt hätte, würde er jetzt bereits von den Würmern gefressen.“ Tatsächlich war kurz nachdem man Christian gefunden hatte ein kurfürstlicher Arzt im Dorf erschienen. Nachdem von Birkenfeld über die jüngsten Vorkommnisse informiert worden war schien es ihm wichtig zu sein, Christian am Leben zu erhalten, um weitere Informationen zu erhalten. Er war es auch der den Medicus beauftragt hatte sich um Christian zu kümmern.

Der Mediziner war mit zwei bewaffneten Begleitern im Dorf erschienen. Man sah ihren Pferden an, dass sie einen scharfen Ritt hinter sich hatten, denn die Leiber dampften vor Schweiß. Der Arzt war sich seines Standes bewusst und würdigte die Umstehenden keines Blickes. Angeekelt schaute er auf die Rinne der Gosse, in der Fäkalien langsam in Richtung des Baches flossen. Es war nach wie vor üblich, dass man den Inhalt der Nachttöpfe einfach vor dem Haus leerte. „Wo ist er?“, fragte er einen der Umstehenden kurz angebunden. Man spürte, dass es ihm zutiefst zuwider war, hier zu sein.

Ohne darauf zu achten, wen er zur Seite stieß, schob sich der Bader durch die Menge, dicht gefolgt vom Schultheiß, der den Gesandten begrüßen wollte. „Ich bin der Bader am Ort, Herr. Kommt mit, ich zeige euch, wo der Verletzte liegt.“ Der Arzt zog kurz die Augenbrauen hoch. „So, der Bader, dann nehme ich an, dass ihr ihn soweit es euch möglich war, versorgt habt.“ „Wie ihr schon sagtet, soweit ich konnte.“ „Soweit ich konnte...Herr“, legte der Arzt seinen Status fest. „Natürlich... Herr.“ Der Bader war es gewohnt dass Mediziner auf ihn, den unstudierten Quacksalber, herabschauten.

Nur auf dem Schlachtfeld war es anders. Amputationen wurden häufig von seiner Zunft ausgeführt, während sich die Ärzte auf schwerere Wunden und die Offiziere konzentrierten. Trotzdem wusste man dort seine Leistungen zu schätzen und keinem der dort wirkenden Ärzte wäre es eingefallen, auf ihn herabzuschauen. Man merkte an seinem Verhalten dass dieser Mann nie auf dem Schlachtfeld gewesen war und seine Zeit entweder an der Universität oder am Hofe verbracht hatte. Was dem Bader auffiel, waren die sauberen Hände des Arztes, als er seine Handschuhe auszog und ihm zu dem Haus von Christian folgte.

Zufrieden nickte der Bader. Es konnte nicht gut für seinen Schützling sein, wenn eine Wunde erst vom Schmutz gereinigt wurde, um anschließend von den dreckigen Händen eines Helfers wieder verunreinigt zu werden. Stück für Stück tastete er den Schädel des Verletzten ab wobei seine Miene immer sorgenvoller wurde. Einer seiner Helfer reichte ihm ein Vergrößerungsglas unter dem er sich die Wunden genauer besah, bevor er mit seiner eigentlichen Arbeit begann. Nach und nach entfernte er während der Behandlung mehrere kleine Knochensplinter aus Christians Kopf. „Würde mich wundern, wenn der Bursche die Verletzungen überlebt, aber das Bauernpack soll ja ziemlich widerstandsfähig sein“, murmelte er, nachdem er die Wunden nochmals gesäubert und anschließend genäht hatte. Nachdem der Kurfürstliche Medicus seine Arbeit verrichtet hatte, überließ er Cristian wieder den Händen des Baders. „Ruft mich, wenn er es wider Erwarten schaffen sollte, zu überleben. Bodo von Birkenfeld verlangt Auskünfte, die anscheinend nur dieser Bauer geben kann.“ Ohne noch ein weiteres Wort zu verschwenden, schwang er sich auf sein Pferd und galoppierte mit seinen Begleitern davon, ohne Rücksicht auf die Menschen in den engen Gassen zu nehmen.

Zwei Wochen rang Christian mit dem Tod und der Bader hätte seine letzte Flasche Schnaps darauf verwettet, dass man ihn bald verscharren würde. Trotzdem saß er fast Tag und Nacht am Bett und träufelte dem Verletzten Flüssigkeit ein, die dieser ohne zu schlucken aufnahm. Er hatte einen Kräutersud bereitet, der das Fieber dämpfen sollte, aber eine Wirkung stellte sich auch darauf nicht ein. Der Bader wusste dass er die Temperatur senken musste, denn ansonsten würde Christian, wenn er wirklich wieder zu sich kommen sollte, nicht mehr als ein sabbernder und stammelnder Idiot sein.

„Geht in den Eiskeller und holt an Eis herbei, was noch übrig ist“ befahl er einigen Nachbarn die immer wieder die Hütte betraten um nach dem Verletzten zu sehen. „Sofort brauste der Schultheiß auf. „Kommt nicht in Frage, es ist eh nicht mehr viel vom vergangenen Winter übrig und wenn ihr es hier vergeudet, verdirbt unsere Nahrung.“ Der Eiskeller war wichtig. Sobald der Bach gefroren war, machten sich die Einwohner Hockenheims auf, um das Eis zu schlagen und in das Kellergewölbe unter der Kirche zu bringen. Mit Sand eingerieben hielt es sich dort so lange, bis die heißen Monate vorbei waren und eine Kühlung der Speisen nicht mehr notwendig war.

„Ihr tut, was ich sage“, donnerte der Bader, als er spürte, dass die umstehenden Männer nachdenklich geworden waren. Man sah ihren Gesichtern an, dass sie kurz davor waren, sich zu weigern der Aufforderung des Baders nachzukommen. Nahrung war kostbar, kostbarer als das Leben eines einzelnen Mannes, von dem man sowieso nicht wusste, ob er es schaffen würde, dem Sensenmann von der Klinge zu springen.

Na gut“, knurrte der Bader. „Dann lasst es eben bleiben. Allerdings werde ich diesem Bodo von Birkenfeld erzählen, dass wir leider nichts für den Verletzten tun konnten, weil ansonsten das bisschen

Schweinefleisch und ein paar vertrocknete Äpfel Schaden genommen hätten. Sicherlich freut er sich so sehr darüber, dass er es dem Kurfürsten steckt, damit dieser sich über ein paar dumme Dorfbewohner amüsieren kann, denen ein paar Bissen Essen wichtiger waren, als die Informationen, die uns dieser Mann vielleicht geben kann."

Grimmig schaute er in die betretenen Gesichter der Männer. Auch der Schultheiß schien erschrocken darüber zu sein, welche Konsequenzen seine Weigerung nach sich ziehen würde das Eis für den Verwundeten zu opfern. „Ist euch eigentlich klar, dass Christian der einzige Überlebende aus der Gruppe unserer Freunde ist, die nach dem... Vieh gesucht haben? Fünf Männer sind tot und ihr weigert euch zu helfen." Ungläubig schüttelte der Bader den Kopf. Eine kurze Kopfbewegung des Schultheißen sorgte dafür, dass sich der kleine Trupp in Bewegung setzte und kurze Zeit darauf packte der Bader das Eis auf Christians glühenden Körper.

Nach einer fast endlosen halben Stunde sank die Temperatur auf ein Maß, das der Bader als erträglich befand. Ein Stöhnen zeigte ihm, dass sich zumindest der körperliche Zustand seines Patienten stabilisiert hatte obwohl dieser vor Kälte zitterte. Die Gedanken denen der Bader nachhing zersprangen wie ein auf den Boden geworfener Weinkrug als zwar schwach, aber verständlich, Christians Stimme erklang. „Was machen all die Menschen hier und wieso liege ich im Bett?“

„Raus mit euch allen, seht ihr nicht, dass euer Geplärr ihn aufregt? Raus, bevor er wieder einen Rückfall bekommt und gar nicht mehr redet." Die Stimme des Baders übertönte mit Leichtigkeit das Stimmengewirr und selbst der Schultheiß verließ automatisch die Stube, ohne darüber nachzudenken, dass seine Stellung ihn eigentlich zum Bleiben berechtigte. Wieder versuchte Christian sich aufzurichten, was ihm allerdings nicht gelang. Alles drehte sich in seinem Kopf und die körperliche Schwäche entsetzte ihn. Selbst ein kleines Kind war ihm in seinem Zustand überlegen.

Wieder drang die Stimme des Baders durch den Raum, allerdings nicht mehr befehlend, sondern weich und beruhigend. „Lass es, du schaffst es sowieso nicht aufzustehen. Nicht nur dein Kopf, auch dein Körper ist schwach, weil du seit rund vierzehn Tagen so gut wie keine Nahrung zu dir genommen hast. Ich hätte nie geglaubt, dass die paar Löffel Suppe, die wir dir eingeflößt haben, einen Mann am Leben erhalten können." „Wieso?“, war alles was Christian über die Lippen brachte. Der Bader lachte leise. „Ich habe mir gleich gedacht, dass du uns nicht viel erzählen kannst. Erinnerst du dich an gar nichts mehr, was draußen im Hardtwald geschehen ist?“

Der Bader sah, wie der ehemals kraftstrotzende Mann seine Stirn runzelte und sich verzweifelt bemühte, wenigstens Bruchstücke seiner Erinnerung zurückzuholen. Ein Schluchzen entfuhr seinem Mund, als er kraftlos auf seinem Lager in sich zusammen sackte. „Lass gut sein, Junge, morgen ist auch noch ein Tag. Bei dem, was du durchgemacht hast und einer solch üblen Verletzung ist es ein Wunder, dass du nicht auch noch die Sprache verloren hast."

„Was... ist... geschehen?“ Leise, wie ein Lufthauch wehten die Worte durch den Raum. Einen Moment lang sah der Bader Christian an. „Gütiger Gott im Himmel, vielleicht ist es besser, wenn du dich nie mehr an das erinnerst, was du gesehen hast. Einen normalen Menschen müsste das Geschehen in den Wahnsinn treiben." Das Unverständnis über die Worte des Baders stand Christian ins Gesicht geschrieben. „An was soll ich mich nicht erinnern?“

Panik kam in ihm auf, die sich trotz seiner Schwäche in seiner Stimme bemerkbar machte. Der jetzige Zustand und der Verlust seines Gedächtnisses, bereiteten ihm mehr Angst, als er in seinem ganzen Leben zuvor verspürt hatte. Die vagen Andeutungen des Baders, ließen allerdings keine Seite in seinen Erinnerungen anschlagen. Gewaltsam zwang er sich, über das Gehörte nachzudenken.

Ihm war, als befände er sich in einem Traum und wartete darauf aufzuwachen. Sicher würde sich Marie gleich neben ihm regen und ihn auffordern endlich aufzustehen. Oder sich an ihn kuscheln und

anschließend ihr Bein über seine Schenkel legen. Das war ihre Art der Aufforderung, seinen ehelichen Pflichten nachzukommen, bevor die Kinder wach wurden. Er grinste leicht bei dem Gedanken, dass er dieser Pflicht immer sehr gerne nachgekommen war.

Er musste auch noch ein Wörtchen mit Johannes reden. Der Schmied hatte versprochen, die Egge zu reparieren und es wurde höchste Zeit dafür. Wie sollte er das kleine Stück Land beackern, das er, neben seiner Tätigkeit als Schreiner, bewirtschaftete. Die Menschen, für die er Reparaturen ausführte, hatten meistens selbst nicht genug zum Leben und Aufträge für neue Möbel hatte er schon ewig nicht mehr erhalten. Gott sei Dank waren die Wege schlecht und die einzig lukrative Einnahmequelle waren die ständig zerbrechenden Räder und Achsen der Kutschen, die er in Zusammenarbeit mit Johannes reparierte.

Leichter Ärger stieg in ihm auf, als er an Johannes und die Egge dachte. Der Schmied war sein engster Freund und deshalb erwartete Christian dass Johannes sein Ackergerät zuerst reparierte anstatt fremde Aufträge auszuführen. „Kannst du mir Johannes holen, Bader? Er muss noch eine Arbeit für mich erledigen.“ Seine Stimme war nach wie vor brüchig, aber es war der erste wirklich zusammenhängende Satz, den Christian seit seinem Erwachen gesprochen hatte.

Die Kiefer des Baders mahlten und er ballte seine großen Hände zu Fäusten. Die Stille, die folgte, kündigte mehr Unheil an, als das ganze Geschrei der Dorfbewohner vorher. „Das Vieh... das Tier, was auch immer es ist... Johannes ist tot. Ausgeweidet und ohne Haut, wie alle anderen, die mit dir im Wald waren. Du bist der einzige, der überlebt hat.“

Der Bader sah das Unverständnis in Christians Gesicht, das sich ohne jede Vorwarnung in blankes Entsetzen verwandelte. Die Augen schienen aus den Höhlen zu treten und Wahnsinn flackerte darin. Ganz langsam und tief begann Christian zu schreien, bis seine Stimme so schrill wurde, dass Glas zersprungen wäre, wenn sich welches in der Hütte befunden hätte. Abrupt brach das Geschrei ab.

„Der Teufel, es war der Teufel. Es waren die roten Augen des Teufels.“ Die Augen Christians wurden weiß, als seine Pupillen sich nach oben schoben. Gleich darauf fiel er in eine Starre, als ob er in Eis verwandelt worden wäre. Die Hände des Baders zitterten, als er fahrig in seine Tasche griff und die Flasche mit Schnaps herauszog, die er dort ständig aufbewahrte. Er spürte, wie sich seine Nackenhaare aufstellten, als er die Worte Christians noch einmal halblaut wiederholte. „Die roten Augen des Teufels.“ Die Flasche entglitt seinen Händen und zersprang auf dem Boden.

## Kapitel 5

Franz Xaver schritt in dem Hotelzimmer hin und her, wie ein gereizter und im Käfig gefangener Tiger. Der BKA-Mann Sobert versuchte ihn zu beruhigen. „Es ist doch nur vorübergehend, Franz. Kollege Bachert ist bereits dabei, eine Wohnung für dich aufzutreiben.“ „Ich kann nicht denken in dieser Absteige“, schluchzte Konopke auf, „Wie soll ein normaler Mensch in diesen vier Wänden, dieser Bruchbude ohne jedes gehobene Ausstattungsmerkmal, einer Arbeit nachgehen, die Logik und Kreativität erfordert.“ Die Stimme Konopkes war schrill und seine Bewegungen abgehackt und zornig.

Sobert seufzte leise. „Meine Güte, Franz, übertreiben kann man alles. Du hast ein wunderschönes Hotelzimmer mit allem Komfort und nur wegen einer solchen Kleinigkeit...“ „Kleinigkeit? Kleinigkeit sagst du? Bayrische Hotels, ach was sag ich, Pensionen, ganz normale, kleine billige Pensionen haben so etwas bereits in der Grundausstattung.“ Sobert runzelte die Stirn, als versuchte er, sich etwas ins Gedächtnis zu rufen. „Tut mir leid, Franz, aber selbst der bayrische Hof in München wartet mit dem Extra nicht auf, das du gerade einforderst. Außerdem haben die hier einen tollen Service, den du zu jeder Tages- und Nachtzeit in Anspruch nehmen kannst. Und hier, auch wenn sie nicht so groß ist kann die Minibar doch wenigstens...“ „Verdammt, Werner, willst du mich nicht verstehen?“ Unterbrach

Konopke die Beschwichtigungsversuche seines Kollegen. „Ich brauche einen Kühlschrank, keine Minibar und auch keinen Zimmerservice.“

Langsam schüttelte Sobert den Kopf. Man sah, dass er allmählich die Geduld verlor, was Konopke allerdings nicht im Geringsten zu stören schien. „Mannheim ist zwar nicht München, aber auch kein Provinzstädtchen, das die Gehsteige um zwanzig Uhr nach oben klappt. Hier sind alle Nationalitäten vertreten, die dich fast rund um die Uhr mit allen kulinarischen Köstlichkeiten versorgen, die du dir nur wünschen kannst.“

Sobert seufzte noch einmal, als er die verzweifelte Miene von Franz Xaver Konopke betrachtete. „Hör zu, jetzt erkläre ich es dir noch einmal. Tief in mir steckt eine vollschlanke Person, die ich nur mit dem Einsatz diverser Nahrungsmittel in Schach halten kann damit sie nicht ausbricht. Doch dazu müssen sich die genannten Kalorien auch griffbereit in meiner Nähe befinden.“ „Und dazu benötigst du einen amerikanischen Kühlschrank in Übergröße und zwei Gefrierfächern? Franz, du spinnst.“

„Mal ehrlich Werner, ist dir das Wort Appetit ein Begriff? Erkennst du auch nur ansatzweise die Bedeutung hinter dem Wort Appetit? Es geht nicht darum, irgendwelche Nahrungsmittel in sich hineinzustopfen. Nein, Appetit zu befriedigen ist eine Kunst. Die Nuancen zwischen süß, salzig, nussig, sauer, fruchtig und was es sonst noch gibt, auf eine Art und Weise zu mischen, dass eine Komposition daraus entsteht, die den Verstand anregt, ohne den Körper übermäßig zu belasten. Es geht um die vollkommene Harmonie von Körper und Geist.“ Die Mundwinkel des BKA- Mann zuckten schon wieder verdächtig.

Franz Xaver Konopkes Stimme wurde auf einen Schlag lauter. „Ohne meine innere Harmonie nutze ich euch einen Dreck, also beschafft mir endlich einen amerikanischen Kühlschrank, wenn ihr den Fall gelöst haben wollt.“ Wieder seufzte Sobert leise vor sich hin. „Jochen ist doch dabei eine entsprechende Lokalität für dich zu besorgen.“ „Mit Kühlschrank?“ „Mit Kühlschrank. Ansonsten gibst du ja doch keine Ruhe. Allerdings beginne ich deinen ehemaligen Vorgesetzten...“ „Sprich es nicht aus, sprich es ja nicht aus“, brauste Konopke auf, „ansonsten kündige ich dir sofort meine Freundschaft, auch wenn diese noch gar nicht so alt ist.“

Schuldbewusst schaute Werner Sobert nach unten. „So habe ich es auch nicht gemeint, aber glaubst du es ist richtig, wenn du dir dein ganzes Leben von deinem Appetit diktieren lässt?“ Vorwurfsvoll schaute Konopke Sobert an. „Mein lieber Werner...“ „Sag nicht, mein lieber Werner zu mir. Der Spruch ist meiner Frau vorbehalten, wenn sie mich wieder mal in den Senkel stellt, weil ich irgendeine Vereinbarung nicht eingehalten habe.“

Konopke grinste. „Du hältst Vereinbarungen nicht ein? Bei einem so korrekten Menschen, wie dir, würde mich das wundern.“ „Du kennst unseren Job Franz“, seufzte Sobert „Berufs- und Privatleben kollidieren sehr oft miteinander und das macht beileibe nicht jede Frau auf Dauer mit.“ „Damit habe ich keine Probleme, meine Leidenschaft gehört dem...“, „dem Essen, ich weiß“, fiel der BKA- Mann Konopke ins Wort. „Dein Essen schert sich logischerweise nicht darum, wenn du wieder einmal Knall auf Fall vom Mittag- oder Abendtisch losgerissen wirst und Vorhaltungen macht es dir auch nicht.“ „Genau, es wird lediglich kalt und genau deswegen wird sich mein Buch das ich demnächst schreiben werde mit diesem Thema befassen.“ Was für einem Thema?“ „Hast du es immer noch nicht begriffen, Herr BKA-Beamter? Rezepte für Polizei- und ähnliche Beamtengruppen, die oft nicht zu Ende essen können, weil sie zu einem Einsatz gerufen werden.“

Sobert rieb sich nachdenklich das Kinn. „Du meinst wirklich, dass du ein Kochbuch für Polizisten an Polizisten verkaufen kannst? Wie ich die Kollegen kenne, stellen sie sich doch wieder an die nächste Currywurstbude und bestellen sich eine Rote mit Pommes bevor sie Zuhause den Herd anwerfen.“ Konopke schnaubte verächtlich. „Der Mensch ist was er isst. Die alte Garde stirbt doch sowieso langsam aus. Jüngere Kollegen achten darauf, mit was sie ihren Körper füttern und Kolleginnen allemal.“

Außerdem sind die meisten sowieso verheiratet und was ist das größte Ärgernis für die Frau eines Polizisten? Logisch, zwei Stunden am Herd stehen und anschließend den Fraß in den Mülleimer werfen, weil der Herr Gemahl entweder gar nicht zum Essen erschienen ist, oder wie du vorhin schon bemerkt hast, einfach aus dem Kreis seiner Lieben und weg vom dem schönen Braten, zum Dienst gerufen wird."

„Und was hat dein Buch damit zu tun?“ Sobert schaute Konopke zweifelnd an. „Ganz einfach“, antwortete Franz Xaver mit dem Brustton der Überzeugung. „Ich werde Rezepte zusammenstellen, mit Speisen, die man warm, kalt und auch aufgewärmt noch genießen kann, ohne, dass der Geschmack leidet.“

„Hast du auch schon einen Titel für dein neuestes Werk?“ fragte Sobert neugierig. „Klar doch, kaltes Kotelett.“ Sobert schaute noch kritischer drein. „Mit dem Titel wirst du keinen Hund hinter dem Ofen hervorlocken. Lass dir wenigstens etwas Spektakulärereres einfallen, wenn du den Schinken verkaufen willst.“ Konopke seufzte wieder hingebungsvoll. „Ohne einen vernünftigen Kühlschrank in meinem direkten Umfeld wird dieses epochale Werk niemals entstehen.“

Bei seinen nächsten Worten schaute er Sobert direkt und sehr ernst an. „Vor allem solltest du daran interessiert sein, diese beiden seltsamen Mordfälle zu lösen. Du weißt, dass ich den Kollegen vor Ort eine echte Hilfe sein kann. Das wird aber nur funktionieren, wenn ich meine innere Balance wiedererlange.“ „Und dazu brauchst du deinen Kühlschrank.“, ergänzte Sobert Konopkes Satz. Noch bevor Konopke etwas erwidern konnte, klopfte es mehrmals heftig an die Tür. „Siehst du und seine Ruhe hat man auch nicht, wenn man sie braucht.“ Konopke hatte die Klinke noch nicht ganz nach unten gedrückt, als von außen die Tür mit einem Ruck aufgerissen wurde. Ohne einen Ton der Entschuldigung stürzte Bachert in Raum. „Kommt mit ins Präsidium, es gibt schon wieder einen Toten.“

## Kapitel 6

Friedrich Schuckele grinste in sich hinein. Er fand seine Idee immer noch genial, in diesem Teil des Waldes ohne Erlaubnis Holz zu schlagen. Der größte Teil des äußeren Hardtwaldes bestand aus Nutzholz. Kiefern die relativ schnell wuchsen, aber nicht unbedingt dazu beitrugen, die natürliche Struktur des Waldes zu erhalten. Bei den heutigen Energiepreisen war der Verkauf von Buchenholz mehr als lohnend. Die Schwierigkeit bestand allerdings darin, eine entsprechende Genehmigung des Forstamtes zu erhalten. In dem Teil des Bannwaldes, in dem er sich aufhielt, war es schlichtweg eine Unmöglichkeit, auf legalem Weg eine Zustimmung zum Schlagen der Bäume zu erhalten.

Das zweite Problem war, dass es keine lautlosen Kettensägen gab und es unweigerlich auffallen würde, wenn der Zweitaktmotor angeworfen wurde, damit sich die Säge durch das Holz fressen konnte. Schuckele grinste noch breiter, als in der Ferne genau dieses Geräusch ertönte. Laut lachend warf er seine Säge an und schob den Gesichtsschutz seines Helms nach unten.

Gleich darauf hatte er den Baum so gekerbt, dass er genau in die Richtung fiel, in der Friedrich Schuckele ihn haben wollte. Nach einer knappen halben Stunde hatte er die Buche entastet und stellte schwitzend die Säge ab. In der Ferne war immer noch das kreischen der Motoren und sirren der Ketten zu hören, die von den Waldarbeitern stammten, die den Auftrag hatten, einen Teil der Kiefern zu fällen, damit an den freien Plätzen wieder aufgeforstet werden konnte. Kein Mensch konnte bei diesen Bedingungen sagen, wo genau im Wald gerade gearbeitet wurde, so dass der Lärm, den er veranstaltete, überhaupt nicht auffiel.

Der Abtransport würde kinderleicht werden. Der zugewucherte Waldweg war unter normalen Umständen nicht zu entdecken. Schuckele benutze sein Auto nur, wenn es unbedingt sein musste. Alle anderen Wege legte er mit seinem Fahrrad zurück. Die kürzesten Wege in die umliegenden Dörfer

führten dabei durch den Wald. Als Frührentner konnte er es sich erlauben länger unterwegs zu sein, um seine Geschäfte zu erledigen.

Nebenbei erledigte Schuckele Arbeiten für jeden, der ihn bezahlte. Das Ganze an der Steuer vorbei, natürlich. Alles in allem hatte er ein Auskommen, um das ihn mancher normale Arbeitnehmer beneidet hätte. Nach einer Reifenpanne vor knapp sechs Wochen hatte er um abzukürzen sein Fahrrad quer durch den Wald geschoben und dabei die Lichtung und diesen Weg entdeckt. Friedrich Schuckele hatte eine Schwäche für halblegale oder auch verbotene Dinge. Nicht, dass er zu Verbrechen wie Raub, Betrug oder Schlimmeren in der Lage gewesen wäre, aber wenn er eine Möglichkeit sah, ein paar Euros zu verdienen, dann packte er die Gelegenheit beim Schopf.

Dieses Waldstück war ideal, um bestes Holz ohne lästige Störenfriede zu schlagen. Selbst der Förster würde ihm nicht über den Weg laufen, wenn er die zerlegten Bäume mit seinem Wagen und dem Anhänger abtransportierte. Die dünnen Bäumchen, die den Weg überwucherten, waren kein wirkliches Hindernis, aber die beste Tarnung für dieses Waldstück, das man sich denken konnte.

Grinsend nahm er einen Schluck aus seiner Wasserflache, bevor er das Sichtvisier seines Schutzhelmes wieder nach unten klappte und die Ohrenschützer aufsetzte. Friedrich achtete auf seine Sicherheit. Er hatte nicht vor, wegen einer Verletzung seine Arbeitsfähigkeit zu gefährden. Auch wenn der Rententräger der Meinung war, dass er zu einer geregelten Tätigkeit nicht mehr fähig war, bewies Friedrich sich selbst jeden Tag das Gegenteil.

Den nächsten Baum würde er am Rande der Lichtung fällen, dort wo eine kleine Erhebung aus dem Boden ragte. Während er sich der Kiefer näherte, bemerkte Schuckele die Ebenmäßigkeit des Hügels, der auf einmal gar nicht mehr natürlich wirkte. Neugierig trat er noch zwei, drei Schritte näher, als ihn von hinten ein harter Schlag traf. Noch während es dunkel um ihn wurde, war Friedrich Schuckele der Meinung von einem herabfallenden Ast getroffen worden zu sein.

## Kapitel 7

„Jetzt wird die Sache persönlich.“ Der Leiter der Mannheimer Kripo, Harald Weber, war weiß wie eine Wand und schäumte gleichzeitig vor Wut, während er zusammen mit den beiden BKA-Beamten und Konopke die Pathologie verließ. Der Himmel über ihnen war grau und regnerisch, was der gedrückten Stimmung der Männer entsprach. Die Leichen waren wirklich kein schöner Anblick gewesen. Neben dem toten jungen holländischen Paar lag auf der nächsten Bahre die Leiche von Polizeiobermeister Tobias Schmied.

Weber blickte seine Kollegen mit einem Gesichtsausdruck an, der neben Zorn und Wut auch Hilflosigkeit enthielt. „Können sie mir sagen, wie ich es der Frau von Kollegen Schmied beibringen soll, was mit ihrem Mann geschehen ist? Soll ich sagen, tut mir leid, nicht genug, dass ihr Mann tot ist. Nebenbei wurde er noch halb aufgefressen und weil noch ein bisschen von ihm übrig war, hat der, die oder das, was ihm dieses Ende beigebracht hat, noch nebenbei sein Gehirn ausgeleckt und ihm den Skalp, mitsamt dem Rest der Gesichtshaut abgezogen?“

Weber schüttelte den Kopf. „Verstehen sie mich richtig, ich habe mich noch nie davor gedrückt schlechte Nachrichten zu überbringen und bei Gott, es waren schon wirklich schlimme Momente dabei. Aber das hier..., seine Frau ist im sechsten Monat schwanger und das erste Kind der beiden ist gerade mal vier Jahre alt.“

Bachert räusperte sich. „Wenn sie möchten, übernehmen mein Kollege Sobert und ich es, der Frau von Polizeiobermeister Schmied den Tod ihres Mannes mitzuteilen.“ Mit einem Ruck richtete sich Weber auf. „Nein, es war mein Mitarbeiter und es ist meine Aufgabe, seiner Witwe die Nachricht zu überbringen. Außerdem haben sie eine andere Aufgabe.“

Mit stahlharten Augen schaute Weber die BKA-Männer und auch Konopke an. „Finden sie den oder die Mörder... und finden sie ihn schnell. Egal was sie dazu benötigen, teilen sie es mir mit und ich Sorge dafür, dass sie es bekommen. Der Fall hat die höchste Priorität.“ Ohne ein weiteres Wort zu sagen drehte sich Weber um und ging mit schleppenden Schritten zu seinem Wagen.

„Das geht an die Nieren, aber ich habe auch nicht erwartet, dass er die Aufgabe abgibt und einen anderen zu Schmieds Witwe schickt.“ Sobert nickte. „Ich finde es trotzdem richtig, dass du ihm das Angebot gemacht hast.“ Konopke rieb sich nachdenklich das Kinn. Fassen wir noch einmal kurz die Tatsachen zusammen, die uns bekannt sind.“

Sobert grinste humorlos. „Ich sehe, dass das Aufstellen des Kühlschranks im Hotelzimmer geholfen hat dein Denkvermögen wieder in Gang zu setzen.“ Konopke blickte ihn kühl, fast schon arrogant an. „Mein lieber Werner...“ Mit Zufriedenheit bemerkte Konopke, wie Sobert leicht zusammenzuckte. „Mein lieber Werner, selbst ohne Kühlschrank liegt mein Denk- und Kombinationsvermögen noch deutlich über dem des Durchschnitts. Der Rest ist Feintuning, aber das habe ich dir schon erklärt.“ „Wärs du dann so freundlich und uns deine Einschätzung des Falles zu geben?“

Man merkte, dass Jochen Bachert nicht geneigt war unnütze Diskussionen zuzulassen. Konopke seufzte. „Auf den ersten Blick wird bereits klar, dass hier gar nichts zusammenpasst.“ „Soweit waren wir auch schon“, warf Sobert ein. „Nicht unterbrechen, wenn ich beim Denken bin“, würgte Konopke die Frage seines Kollegen ab.

Einen Knoten entwirrt man, indem man den Anfang des Fadens sucht. Der Rest ist anschließend reine Gedulds- und Entwirrarbeit.“ „Entwirrarbeit, das habe ich auch noch nicht gehört“ Bachert runzelte skeptisch seine Stirn. „Natürlich Entwirrarbeit, genau wie beim Essen.“ „Wie beim Essen? Was hat deine Leidenschaft fürs Essen mit unserem Fall zu tun?“ Unwillkürlich war Sobert eine Spur lauter geworden.

Konopke richtete sich zu seiner vollen Größe von einmeterfünfundsiebzig auf, was seiner Figur die Gestalt einer etwas unregelmäßig geformten Kugel verlieh. „Wer von euch Kretins ist in der Lage, eine zubereitete Speise zu kosten, und anschließend ihre Bestandteile zu nennen? Seid ihr in der Lage, ausgehend vom Aussehen, der Konsistenz und dem Geschmack, sämtliche Zutaten, Gewürze und auch die Art der Zubereitung zu analysieren? Seid ihr beiden BKA-Wichte wirklich in der Lage, all eure Sinne auf eine Sache zu konzentrieren? Es wird ausgeschlossen, hinzugefügt, widerlegt, zugestimmt, gezweifelt und am Ende hat man das Ergebnis. Jetzt erklärt ihr beiden Pfeifen mir noch einmal, warum Essen nichts mit Kriminalistik zu tun haben soll und das Wort Entwirrarbeit so ungewöhnlich für euch ist.“

Die beiden BKA-Männer sahen Konopke sprachlos an. „Kann ich jetzt endlich anfangen?“ Konopke blickte von einem zum anderen. Er sah, dass beide dabei waren, umzudenken, was seine Essleidenschaft betraf. „Jetzt erzähl schon, wir hören zu“ forderte Bachert Konopke auf. „Lasst uns da drüben in das Lokal gehen. Erstens ist fast dreizehn Uhr und zweitens denkt es sich beim Essen besser.“ „Wie du meinst, schaden kann es bestimmt nicht und es fängt sowieso zu regnen an“, stimmte Sobert zu.

Nachdem sie Platz genommen hatten und das Essen serviert worden war, begann Konopke von neuem. Allerdings wurde er jetzt nicht mehr unterbrochen. „Zunächst kommen wir zu den Gemeinsamkeiten der Fälle von 1692 und den drei aktuellen Todesfällen. Alle Opfer haben eines gemeinsam, die

Todesart. Die Bäuche und Brustbereiche wurden mit einer brutalen Gewalt aufgerissen. Alleine schon dieser Umstand sagt uns, dass ein Mensch so etwas nicht zustande bekommt, zumindest nicht ohne mechanische Hilfe.

Heutzutage wäre es mit einer entsprechenden Apparatur garantiert zu schaffen, aber 1692 wäre es unmöglich gewesen. Die Eingeweide und weitere wichtige Organe wurden regelrecht aufgefressen, was auf ein Tier hinweist. Auch, dass die Schädeldecken zertrümmert wurden und die Gehirne fehlen, deutet auf ein Tier hin. Eingeweide und Hirnmasse sind für viele Raubtiere eine wahre Delikatesse. Hyänen beispielsweise...."

„Könnten wir vielleicht das Ganze etwas weniger ausführlich besprechen, solange wir beim Essen sitzen?“ Bachert schob mit einem leicht angewiderten Gesichtsausdruck seinen Teller von sich weg. Ungerührt aß Konopke weiter. Ihn schienen seine eigenen Ausführungen wenig zu stören.

„Machen wir mit den Gemeinsamkeiten weiter, einige haben wir ja noch. Alle Toten, damals wie heute, hatten eine fein säuberlich abgezogene Kopf und Gesichtshaut. Es gibt kein Tier, das so etwas schaffen könnte. Ein Mensch? Wo sind die Spuren von einem Messer oder Skalpell? Der Pathologe hat nicht feststellen können, dass irgendetwas darauf hindeutet, dass ein scharfes Werkzeug benutzt wurde.

Der ortsansässige Bader hat sehr genau beschrieben, wie die Leichen von 1692 zugerichtet waren. Auch er war verwundert, dass die Haut fehlte, ohne, dass irgendwelche Muskeln, Fasern oder gar Fleischfetzen fehlten. Wie wir heute gesehen haben, waren auch die Gerichtsmediziner ratlos, weil weder die Verletzungen, noch die vorhandenen DNA-Spuren einen Aufschluss über das Vieh geben können.“ „Wie kommst du auf den Begriff Vieh“, unterbrach Sobert Konopke. „Weil der Ausdruck bereits vor über dreihundert Jahren für dieses Etwas gebraucht wurde, das Menschen umbringt und sie ausweidet.“ „Na gut, einigen wir uns zunächst auf den Ausdruck Vieh, bis wir dieses „Was auch immer“ genauer definieren können“ warf Bachert ein.

Konopke holte Luft und redete weiter. „Wenden wir uns den Dingen zu, die nicht zusammenpassen beziehungsweise keine Gemeinsamkeit darstellen.“ „Und die wären?“, fragte Sobert gespannt. „Zunächst einmal der Fundort der Leichen. Wir wissen, dass es nicht der Tatort sein kann. Es wurde kein Tropfen Blut in der näheren oder weiteren Umgebung gefunden.“

Anders bei der Tat von 1692. Wie der Chronist berichtete, waren sowohl der Waldboden, als auch die Bäume bis zu einer Höhe von etwa drei Metern wie mit Blut übergossen. Natürlich war es damals nicht möglich, irgendwelche Spuren zu verfolgen oder gar zu sichern, schon gar nicht weil die Männer die die Toten gefunden haben, alles zertrampelten. Die Obrigkeit, die später versuchte, die Tat zu rekonstruieren, hatte keine Chance mehr, etwas zu finden, was Aufschluss über den Täter gegeben hätte.

Der zweite, nicht gerade unwichtige Unterschied besteht darin, dass bei diesen Opfern, im Gegensatz zu heute, keinerlei Wertgegenstände zu finden waren. Selbst Stiefel trugen sie keine mehr.“ Sobert schaute nachdenklich auf seinen noch fast vollen Teller. „Unsere Toten hatten alle persönlichen Dinge noch bei sich, sofern man von bei sich überhaupt reden kann.“

„Richtig“, ging Konopke sofort auf den Einwand Soberts ein. „Genau das ist das mehr als erstaunlich. Nicht einmal die Dienstwaffe von Polizeiobermeister Schmied fehlte, obwohl der Gürtel, der die Waffe hielt, regelrecht auseinandergerissen wurde. Was mich aber noch mehr verwundert, ist die Tatsache, dass die Kleidung und die Räder des jungen Paares, das getötet wurde, ebenfalls in der Nähe sichergestellt werden konnten. Irgendjemand hat sich die Mühe gemacht keinerlei persönlichen Dinge am Tatort liegenzulassen wobei ich noch nicht verstehe warum man die Habseligkeiten nicht einfach ganz verschwinden ließ.“

Konopke nahm einen tiefen Schluck von dem Weißbier, das er sich zum Essen bestellt hatte. „Noch erstaunlicher finde ich es, dass im Umkreis der Räder, aber auch an der Stelle an der die Leichen abgelegt wurden, keinerlei verwertbare Fußspuren festgestellt wurden“, stimmte Bachert Konopke zu. Franz Xaver lächelte leicht und schüttelte den Kopf. „Das ist erklärbar. Alle Stellen, die irgendwie betreten werden konnten, waren mit Moos und Laub bedeckt. Der Ablageplatz ist also ganz bewusst so ausgewählt worden, dass nichts zu finden war. Außerdem hat es in der Nacht geregnet und Sternmoos braucht lediglich drei Stunden um auch den stärksten Druck, wie er beispielsweise durch Schuhe verursacht wird, wieder auszugleichen. Es muss sich bei der Person die die Leichen dort platziert hat um jemand handeln der sich sowohl mit den Örtlichkeiten als auch mit der Natur auskennt“

„Was ist dir noch aufgefallen, Franz“, fragte Sobert weiter, nachdem für ein paar Sekunden eine Pause im Gespräch eingetreten war. Nachdenklich schob Konopke einen weiteren Bissen des Cordon bleu in seinen Mund, bevor er weiterredete. „Was mich wirklich nachdenklich stimmt, sind die Berichte der Hundeführer. Geschulte Polizeihunde, die sich von jetzt auf nachher weigern, eine Spur weiterzuverfolgen und jaulend in Panik verfallen. Es muss die Kollegen eine gehörige Portion Überwindung gekostet haben, in den Bericht zu schreiben, dass ihre vierbeinigen Lieblinge die Fährte nicht verloren, sondern mit eingekniffenen Schwänzen das Weite gesucht haben.“

Sobert schaute sehr nachdenklich drein. „Dieser Fall ähnelt in nichts dem, mit was wir es sonst zu tun haben. Irgendwie unheimlich, das Ganze.“ Bachert schaute seinen Kollegen skeptisch an. „Wenn du mir jetzt sagst, dass du an Geister, Werwölfe oder ähnliches glaubst, lasse ich dich in die nächste Klapse einweisen.“ Franz Xaver Konopke lachte laut. „Meine Herren, eines kann ich jetzt schon garantieren, übersinnlich ist die ganze Sache nicht. Aber ich denke, dass wir, bevor wir das Heute und Jetzt näher unter die Lupe nehmen, erst einmal eine Reise in die Vergangenheit unternehmen müssen.“ „Und wie willst du das anstellen?“ Bachert sah Konopke genauso ungläubig an, wie vorher seinen Kollegen Sobert. „Keine Angst, ich denke, es gibt eine Möglichkeit, den Vorkommnissen aus dem Jahre 1692 näher auf die Spur zu kommen.“

## Kapitel 8

Friedrich Schuckele erwachte mit furchtbaren Kopfschmerzen. Im ersten Moment fiel es ihm schwer zu begreifen was geschehen war, Doch dann kehrte langsam seine Erinnerung zurück. Ausgerechnet in diesem abgelegenen Waldstück musste dieser verdammte Ast ihn treffen. Wieso hatte sein Helm nicht verhindert dass es ihn so böse erwischt hatte? Es lohnte sich scheinbar doch nicht, immer auf Sonderangebote zurückzugreifen. Sparsamkeit hin oder her, ab sofort würde er sich nur noch vernünftiges Werkzeug zulegen.

Da er kein Handy besaß, konnte er noch nicht einmal Hilfe herbei rufen, wobei dies sowieso nicht die beste Lösung wäre, Wie hätte er erklären sollen was er in dem Waldstück zu suchen hatte? Sein Wagen mit dem Anhänger und die Kettensäge würden zu Fragen führen die er nicht unbedingt beantworten wollte. Friedrich versuchte die Augen zu öffnen, was ihm erst nach geraumer Weile gelang. Schlagartig wurde ihm klar, dass hier einiges nicht stimmte.

Er lag nicht auf dem Waldboden, sondern saß auf einem Stuhl. Erst als er versuchte sich zu bewegen bemerkte er, dass seine Hände und Füße gefesselt waren. Auch die Umgebung war eine ganz andere, als er erwartet hatte. Er befand sich nicht auf der Waldlichtung, sondern in einem kahlen weißgetünchten Raum der noch dazu relativ groß war. Eine einzelne Lampe erhellte von der hohen Decke aus die Wände, die weder einen Hinweis auf seinen Aufenthaltsort, noch sonst eine Besonderheit aufwiesen. Auch der Boden bestand aus Beton, der relativ grob ausgegossen worden

war. Die einzige Tür des Raumes war aus Stahl und sah merkwürdig alt und verrottet aus. Das alles wirkte, als ob sein Aufenthaltsort seit Jahrzehnten nicht mehr betreten worden wäre.

Friedrich trug zwar noch seine Kleidung, aber die komplette Schutzausrüstung die er beim Holz fällen trug, war verschwunden. Die Situation war unreal. Er war hier weder in einem Krankenhaus und auch nicht in auf einer Polizeistation. Alles war unlogisch. Je mehr Friedrich sich anstrengte darüber nachzudenken, was mit ihm geschehen war umso weniger plausibel wurde ihm das Ganze.

Nach ein paar Minuten entschloss er sich zu rufen und auf sich aufmerksam zu machen. Schlimmer als jetzt konnte es nicht werden und seine Kopfschmerzen und das Schwindelgefühl ließen auch nicht nach. „Hallo, ist da Wer?“ Der Hall seiner Stimme, die von den Wänden zurückgeworfen wurde, verstärkte das Dröhnen in seinem Schädel und Friedrich verzog sein Gesicht.

Allmählich überwand er seine Hilflosigkeit und Ärger keimte in ihm hoch. Das, was gerade mit ihm geschah, konnte nicht zulässig sein. Auch wenn er einer illegalen Tätigkeit nachgegangen war, gab es keinerlei gesetzliche Handhabe ihn so zu behandeln. Friedrich Schuckele war immer noch der Meinung beim Fällen der Bäume erwischt worden zu sein und von irgendeinem Ordnungshüter festgehalten zu werden. „Wenn ihr mich nicht sofort freilässt und einen Arzt zu mir schickt, hetzte ich euch meinen Anwalt auf den Hals. Der wird dafür sorgen, dass ihr eine Dienstaufsichtsbeschwerde an den Allerwertesten bekommt, die sich gewaschen hat“, schrie er und hoffte auf eine Reaktion der Leute die ihn hier festhielten.

Insgeheim rechnete sich Friedrich sogar aus der momentanen Situation einen Vorteil für sich aus. Was war schon eine Anzeige wegen dem nicht genehmigten Fällen von Bäumen in einem Bannwald, gegen die Tatsache dass man ihn an einen Stuhl gefesselt und ihm die ärztliche Versorgung vorenthalten hatte. Grob überschlagen würde es ihm einige hundert Euro, wenn nicht sogar ein paar Tausender einbringen, wenn das Gericht befand, dass die Polizei ihn unverhältnismäßig hart behandelt hatte.

„Wenn ihr mich nicht sofort losmacht, Sorge ich dafür, dass in dem Laden einige Köpfe rollen werden“, brüllte Friedrich gegen die geschlossene Tür. Zufrieden hörte er, wie sich Schritte näherten. Der Bande würde er ganz gehörig einheizen.

Mittlerweile fühlte er sich wieder als Herr der Lage. Die Herrschaften würden sich wundern, zu was ein Friedrich Schuckele fähig war. Schnell ordnete er seine Gedanken. Freiheitsberaubung, unterlassene Hilfeleistung, menschenunwürdige Fesselung einer hilflosen Person. Friedrich musste sich beherrschen um nicht zu grinsen. Von wegen ein paar Hunderter. Wenn man alles zusammenrechnete, kamen garantiert fünf- bis achttausend Euro zusammen, die er vor Gericht erstreiten konnte. Es überlief ihn heiß, als er daran dachte, was eine Zeitung dafür bezahlen würde, um diese Geschichte zu drucken.

Keinesfalls würde er sich darauf einlassen Stillschweigen zu wahren. Wenn er schon seinen Mund halten sollte, musste der Betrag, der ihm angeboten wurde, fünfstellig sein, aber nicht am unteren Ende der Skala. Wenn ihn die Fesseln nicht daran gehindert hätten, dann wäre dies der Moment gewesen, um sich in Vorfreude die Hände zu reiben.

Die Schritte wurden lauter und verharrten vor der Tür. Friedrich atmete nochmals tief durch und bemühte sich angeschlagen und krank auszusehen. Er wollte sich nicht nachsagen lassen, dass er den Schlag auf den Kopf und die Gefangenschaft unversehrt überstanden hatte. Je leidvoller, umso höher die Entschädigung, die ihn erwartete. Als die Tür sich öffnete, ließ Friedrich den Kopf sinken und stöhnte mitleidserregend auf. Er ließ den Kopf auf die Brust sinken und hielt die Augen bis auf einen schmalen Schlitz geschlossen. Innerlich gratulierte er sich zu der Vorstellung, die er gerade bot.

Aus den Augenwinkeln sah er eine Gestalt auf sich zu treten, die ihn an etwas erinnerte. Verdammt noch mal, die Kleidung kam ihm bekannt vor und auch der Gegenstand, den der Fremde in der Hand hielt, war ihm nicht unbekannt. Das Geräusch, das gleich darauf ertönte, ließ jedes schauspielerische Gehabe sofort von Friedrich abfallen. Er hatte mit allem gerechnet, aber nicht mit dem Gebrüll seiner eigenen Kettensäge, die den Raum erzittern ließ. Friedrich riss die Augen auf und blickte entsetzt in ein rotes Augenpaar, bevor ihm mit seinem eigenen Werkzeug das rechte Bein abgetrennt wurde.

## Kapitel 9

Franz hatte den Computer angeschaltet und wartete. Das einzige Licht in seinem Hotelzimmer stammte von einer Stehlampe, deren warmer Schein nur eine Ecke des Raumes mit warmem Licht erfüllte. Einer der Fälle, den er in seinem Buch beschrieben hatte, handelte von einem bisher noch nicht überführten Täter, der seine Opfer über das Internet kontaktierte. Es gab genügend Foren, in denen einsame, meist ältere Frauen einen Partner suchten.

Konopke hasste es, von etwas keine Ahnung zu haben, wenn er darüber zu berichten gedachte. Wenn mit einem Werkzeug ein Verbrechen begangen wurde, musste man auch mit dessen Funktionsweise vertraut sein.

Aus diesem Grund hatte er sich bei der Kontaktbörse angemeldet, welche auch der Mörder der vier Frauen bevorzugte. „Wenn du deinen Gegner verstehen willst, dann versetzte dich in sein Denken hinein.“ Im Gegensatz zu den üblichen Betrügereien, die in diesem Medium scheinbar Gang und Gäbe waren, hatte es diese Person nicht auf Geld abgesehen. Konopke war sich noch nicht einmal sicher, ob es sich wirklich um einen Mann handelte.

Die Polizei hatte die Chatprotokolle zum Teil sicherstellen können und ausgewertet. Entweder handelte es sich bei dem Gesprächspartner der Opfer um einen Mann, der sich fast schon unheimlich in die Gedanken- und Gefühlswelt der Frauen hineinversetzen konnte, oder um eine Frau, die sich als Mann ausgab. Es war erschreckend, was manche Frauen in diesem Medium preisgaben, wenn der Gesprächspartner erst einmal ihr Vertrauen gewonnen hatte.

Alle vier weiblichen Opfer waren mit einer dünnen Schnur erdrosselt worden. Dazu war so gut wie kein Kraftaufwand nötig. Das Besondere an dem Fall war, dass die toten Frauen hinterher rituell aufgebahrt wurden. Der Mörder hatte ihnen die Hände wie zum Gebet gefaltet. Jede von ihnen hielt eine einzelne rote Rose in der Hand, wie sie vielen normal Entschlafenen auch von ihren Familien in die Hände gedrückt wurden. Auch die Gesichtszüge wirkten auf den ersten Blick entspannt. Der Täter hatte sich alle Mühe gegeben, sie friedlich und glücklich erscheinen zu lassen.

Bis jetzt war die ermittelnde Polizei noch um keinen Deut weitergekommen. Die einzige Gemeinsamkeit schien darin zu bestehen, dass sie sich in dem gleichen Chatroom aufgehalten hatten. Allerdings besaß die ganze Sache einen Nebeneffekt, mit dem Konopke nicht gerechnet hatte. Während seiner Recherchen war er auf Maria gestoßen. Nicht er hatte sie, sondern sie ihn angeschrieben, nachdem er sich bei der Partnerbörse angemeldet hatte.

Auf seiner Profilseite hatte Franz Xaver die wahren Angaben zu seiner Person festgelegt, allerdings ohne zu erwähnen, dass er Polizist war. Einhundertzwanzig Kilogramm bei einer Körpergröße von hundertfünfundsiebzig Zentimetern hörte sich nicht unbedingt attraktiv an. Umso erstaunter war Konopke, dass sich Maria scheinbar nicht daran zu stören schien. Er hatte auch kein Bild hinterlegt und trotzdem hatte sie ihn angeschrieben.

Sie war ihren eigenen Angaben zufolge zwei Zentimeter größer als er und dabei noch rank und schlank. Ihren weiteren Ausführungen zufolge zählten neben dem Reisen, Humor und Einfühlungsvermögen noch ihre Hunde, die Jagd und ihr Beruf, zu den Leidenschaften, die sie ausmachten.

Nach den ersten nichtssagenden Zeilen entwickelte sich der Dialog auf eine Weise die Konopke interessant fand. Dabei waren weder Romantik oder gar Liebe das Thema. Der Kriminalist Konopke konnte auch bei einem harmlosen Geplänkel im Internet nicht aus seiner Haut heraus. Die Schlussfolgerungen die er aus den wenigen Angaben zog, um daraus auf die Persönlichkeit zu schließen, schien Maria zu faszinieren.

„Was denkst du denn, was für einen Menschen du vor dir hast“, fragte sie Konopke, der den leisen spöttischen Unterton aus den Worten herauslesen konnte. „Einen Menschen, der mich interessieren könnte“, schrieb er zurück. „Aha“, war die kurze Antwort Marias, die sich scheinbar auf eine relativ plumpe Anmache einzustellen schien. „Du bist eine Skeptikerin, was ich dir nicht verdenken kann, bei den Persönlichkeiten, die sich in diesem Forum tummeln.“ „Bist du auch einer der Männer, die sich hier ohne Grund aufhalten, weil ihnen langweilig ist, oder die ein kleines Abenteuer suchen?“ Konopke grinste. Die Dame schien bereits genügend negative Erfahrungen gemacht zu haben.

„Nützt es dir etwas, wenn ich dir antworte, dass ich halb beruflich hier bin?“ stellte er die Gegenfrage. „Das wäre eine völlig neue Anmache“, stellte sie amüsiert fest. „Aber erklären solltest du mir schon, was halb beruflich bedeutet.“ Konopke zögerte kurz. „Vielleicht später“, tippte er in den Computer. „Wenn ich sage, dass ich dich interessant finde, dann meine ich das wörtlich und auf dein Profil bezogen. Es gibt nicht unbedingt viele Frauen, die die Jagd als ihre Leidenschaft bezeichnen.“ „Ups, der Punkt geht an dich“, gab Maria zurück. „Die meisten Typen, die mich anschreiben überlesen dies meistens, oder reißen blöde Witze darüber.“

„Der Reiz des Unbekannten besteht für mich nicht in irgendwelchen Dates oder gar einer Partnersuche“, tippte Konopke zurück. „Was für einen Reiz meinst du dann?“ In diesem einen Satz erkannte Franz Xaver, dass Maria neugierig geworden war. „Ich versuche mir ein Bild über die Person zu machen mit der ich mich unterhalte. Betrachte es einfach als eine kleine Denksportaufgabe.“ „Soso, als Denksportaufgabe bezeichnest du mich also.“

Auch ohne eine Bildverbindung konnte Konopke spüren, wie breit Maria bei dieser Feststellung grinste. „Na schön, ich verbessere mich. Durch meine ausgeprägte Kombinationsgabe versuche ich, die Persönlichkeit hinter der Person ausfindig zu machen. Reines Interesse an dem Menschen selbst.“ „Du erstaunst mich, was liest du denn jetzt gerade über meine Person aus den Zeilen, die dir zur Verfügung stehen?“ Jetzt war Konopke in seinem Element. „Du hast eine gute Bildung oder Ausbildung genossen. Ich tippe auf einen Hochschulabschluss.“ „Wie kommst du denn darauf?“ erschien die Frage auf dem Bildschirm von Franz Xavers Computer.

„An mangelndem Selbstbewusstsein leidest du auf jeden Fall nicht, denn ansonsten hättest du nicht deinen Namen als Nickname benutzt. Die Zahl, die du angefügt hast, lässt auch keine Aufschlüsse über dein Geburtsjahr oder deinen Geburtstag zu. Trotzdem muss die Zahl für dich eine Bedeutung haben, denn sie sieht nicht zufällig gewählt aus. Logischerweise gibt auch deine Jagdleidenschaft Anlass zu weiteren Spekulationen. Eine Frau kommt in den allerseltensten Fällen alleine zu einem solchen Hobby. Ich tippe, dass entweder zu siebzig Prozent dein Elternhaus den Anstoß gegeben hat die Jagd zu erlernen, oder mit einer Wahrscheinlichkeit von dreißig Prozent dein Ehemann, den du sicherlich irgendwann einmal gehabt hast.“ „Woher willst du wissen, dass ich schon einmal verheiratet war?“

Dieses Mal war kein Spott zwischen den Zeilen zu finden. „Reine Statistik“, erwiderte Konopke. „Rund fünfundachtzig Prozent der Frauen mit einem höheren Schulabschluss, oder einem Studium heiraten in einem Alter, das zwischen achtundzwanzig und sechsunddreißig Jahren liegt. Allerdings werden von

diesem Prozentsatz auch sechzig Prozent nach acht bis zehn Jahren wieder geschieden. Ich schätze also dein Lebensalter auf fünfundvierzig, plus minus zwei Jahre“

Konopke wartete auf eine Antwort, denn bis jetzt war der Dialog ohne längere Wartezeiten abgelaufen. „Hallo, bist du noch da?“ tippte er in den Computer, nachdem etliche Sekunden vergangen waren, ohne, dass sich auf seinem Bildschirm irgendetwas getan hatte. „Ja, ich bin noch da, mach weiter“, erfolgte auf seine Aufforderung hin prompt die Antwort. „Es scheint dir Spaß zu machen, wenn ich dich analysiere“, schrieb Konopke zurück. „Ob es mir Spaß macht weiß ich noch nicht, auf jeden Fall ist es interessant“, antwortete Maria.

„Kommen wir zu deinem Beruf, hm... Einfühlungsvermögen... das ist schwieriger. Einfühlungsvermögen wird in vielen Bereichen des Lebens gebraucht. Du könntest also in der freien Wirtschaft tätig sein, was ich allerdings ausschließe.“ „Wieso schließt du die freie Wirtschaft aus?“, schrieb Maria dazwischen und unterbrach die Aufzählung von Konopke. „Ganz einfach. Wenn du mit Kunden im herkömmlichen Sinn zu tun hast, hättest du das Wort Verhandlungsgeschick gebraucht. Das wäre passender und ich denke, du bist eine Frau, die sich ganz genau überlegt, was sie sagt und vor allem was sie schreibt.“ „Gut erraten“, erfolgte die Antwort. „Ich tippe mehr auf den sozialen Bereich“, sinnierte Konopke weiter. „Ärztin? Nein, dazu bist du zu wenig frustriert. Obwohl, wenn du denn eine Ärztin wärst, garantiert eine eigene Praxis hättest.“ „Danke für dein Kompliment, aber eine Ärztin bin ich wirklich nicht.“ „Danke, aber eine Psychologin auch nicht.“ „Wieso nicht?“ „Weil ein Psychologe nicht einfühlsam sein muss, sondern einfach sein Programm abspult.“ „Wieder richtig geraten“, war Marias lapidare Antwort. „Irgendetwas sagt mir, dass du mit Kindern arbeitest“, schrieb Konopke weiter. Dieses Mal erfolgte keine Antwort. „Hallo, was ist? Macht dir meine Analyse keinen Spaß mehr?“

Gleich darauf sah Franz Xaver, dass Maria den Chatroom verlassen hatte. „Schade“ dachte er bei sich. Gerade jetzt, wo die Sache anfang ihm richtig Spaß zu machen. Nachdem sich niemand mehr meldete, schaltete er seufzend den Computer aus.

Als sich Konopke am nächsten Abend wieder einloggte, zeigte ihm ein blinkendes Zeichen, dass eine Mail auf ihn wartete. „Du hattest recht, ich arbeite mit Kindern. Von Beruf bin ich Ergotherapeutin. Auch, was deine anderen Vermutungen betrifft, hast du ins Schwarze getroffen, in allen Punkten. Gruß Maria. P.S. Wenn du wieder online bist, würde ich mich gerne weiter mit dir unterhalten.“

Seit dieser ersten Begegnung vor etwa einem halben Jahr, war der abendliche Chat mit Maria der Höhepunkt in Franz Xavers Tagesablauf. Es war schwer Konopkes Vertrauen zu gewinnen, aber Maria hatte es in dieser relativ kurzen Zeit geschafft, dass er ihr mehr anvertraute, als irgendeinem anderen Menschen. Er schätzte ihre Offenheit, aber noch mehr die Eigenschaft, Dinge auf den Punkt zu bringen.

Endlich erschien auf Konopkes Desktop der Hinweis, dass sie online war. „Na Franz, wie ist dein Tag gelaufen?“ erschienen die ersten Worte auf dem Monitor. „Nicht gut, es gibt einen weiteren Toten“, schrieb Konopke zurück. „Scheiße.“ Kurz und knapp gab Maria wieder, was Franz Xaver dachte. „Habt ihr wenigstens schon einen Anhaltspunkt, wer oder was es gewesen sein könnte?“ „Noch nicht, aber ich habe morgen früh ein Treffen mit einem Mann, der mir eventuell weiterhelfen kann, zumindest, was die alten Morde betrifft.“ „Du meinst das, was im Jahr 1692 geschehen ist?“

Genau das war es, was Maria ausmachte. Sie hörte nicht einfach nur zu, sie nahm alles was Franz Xaver sagte in sich auf und legte es in ihrem Gedächtnis ab. Eine Eigenschaft von Maria, welche Franz sehr schätzte. „Genau das meinte ich, ich hoffe, dass ich noch ein paar Details erfahre, denn ich bin fest davon überzeugt, dass der Schlüssel des Ganzen in der Vergangenheit zu suchen ist.“ „Mir ist die Gegenwart lieber und am liebsten wäre mir deine Gegenwart, hier bei mir.“

Konopkes Magen zog sich zusammen. Sie waren wieder einmal bei dem Thema angelangt, das ihm fast schon körperliche Schmerzen verursachte. In letzter Zeit drängte Maria immer stärker darauf, ihn persönlich kennenzulernen. Es gab so gut wie nichts, was Franz Xaver wirklich Angst bereitete, aber er war aber realistisch genug um zu wissen, dass er einer Frau wie Maria, nicht das bieten konnte, was sie seiner Meinung nach verdiente.

Er scheute davor zurück ihr zu begegnen. In Gedanken malte er sich ihr Erschrecken aus, wenn er, wie eine Tonne, auf sie zuing. Er sah ihren mitleidigen Blick und wie sie sich von ihm zurückzog. Geld besaß er nicht im Überfluss und einen besonders hohen sozialen Status ebenso wenig. Warum also sollte sich eine Frau wie Maria weiterhin mit ihm abgeben, nachdem sie ihn persönlich kennengelernt hatte? Er genoss den Gedankenaustausch und wollte nicht riskieren, dass sie die Verbindung zu ihr abbrach. Schon seit längerem hatte er sich gefragt, ob man sich in einen Menschen verlieben konnte, ohne ihn je gesehen zu haben. Mittlerweile hatte er sich wenigstens dazu bringen lassen, das Mikrofon des Computers zu benutzen. Ihre Stimme entsprach komplett den Vorstellungen die sich Konopke von ihr gemacht hatte.

„Habe ich dich wieder einmal mit meiner Bitte erschreckt, mein Bester?“ „Keine Angst, ich will dich nicht gleich in mein Lotterbett zerran, um dir deine Jungfräulichkeit zu nehmen.“ Wieder zuckte Franz Xaver zusammen. Noch so ein Thema, was ihm unangenehm war. Seit er denken konnte, war er dick. Mädchen kicherten, wenn sie ihn sahen und letztendlich hatte sich Franz damit abgefunden sein Leben alleine zu verbringen. So ganz unrecht hatte sie mit dem Begriff Jungfräulichkeit nicht.

„Nein“, gab er zurück. „Du hast mich nicht erschreckt, aber lass uns mit der persönlichen Begegnung noch ein wenig warten, bis ich weniger im Stress bin.“ Er hasst sich selbst für diese Ausrede. Bisher waren sie vollkommen offen und ehrlich miteinander umgegangen und er wusste, dass Maria seine faule Ausrede sofort durchschauen würde. „Wie du meinst, sei mir nicht böse, aber ich erwarte noch Besuch und mache Schluss für heute. Halt mich bitte auf dem Laufenden, was deinen Fall betrifft. Wir sehen uns Morgen, ja?“ Konopke nickte, obwohl sie es nicht sehen konnte. Dann erst antwortete er. „Ich werde morgen Abend wieder hier sein und auf dich warten.“ Nach ein paar Sekunden presste er noch hervor, „Es ist schön, dass es dich gibt, pass auf dich auf.“ „Dich auch“ hauchte Maria zurück. „Und du auf dich, bis Morgen.“ Konopke schaltete den Computer aus. Er war gespannt, was der Hockenheimer Heimatforscher ihm am nächsten Tag zu berichten hatte.

## Kapitel 10

Christian saß auf der Mauer, die am Kraichbach entlangführte. Neben der Zollstation war das Gewässer eine weitere Einnahmequelle der Bewohner. Der Kurfürst hatte in der Nähe des sogenannten Herrenteichs einen kleinen künstlichen See angelegt, der den Hof mit fangfrischen Fischen versorgte. Der Zu- und Ablauf war mit Reisigstangen gesichert, um die Fische am Entkommen zu hindern. Was die adeligen Herrschaften nicht wussten war, dass die Dorfbewohner einige der Stangen entfernt hatten, um es den Grätentieren zu ermöglichen flussaufwärts in die Kraich zu schwimmen. Damit stellten sie eine willkommene Abwechslung auf dem Speiseplan der Dorfbewohner dar.

Natürlich war auch der Rhein in der Nähe, dort aber hatten sich die ansässigen Fischer gegen entsprechende Abgaben die Fischereirechte gesichert und ließen es nicht zu, dass die Hockenheimer sich aus den dortigen Gewässern bedienten.

Kurz nachdem er aus dem Koma erwacht war, erschien Bodo von Birkenfeld an seinem Krankenbett. Er ließ Christian keine Zeit, um sich zu erholen. „Was ist geschehen, erzähle mir alles, was du weißt“,

forderte er den Verletzten barsch auf. Man sah ihm an, dass er keine Zeit vergeuden wollte. „Herr, das einzige, an was ich mich erinnere, sind glühend rote Augen und eine riesige Gestalt, die auf mich zugestürzt ist.“ „Weiter, das kann nicht alles sein.“ Von Birkenfeld wippte ungeduldig mit dem Fuß. „Ich weiß nur noch, dass ich den Teufel..., dass ich das Ding mit meiner Pike angegriffen habe und der Widerstand sie mir aus der Hand gerissen hat.“

„Zumindest hat das Ding einen Körper“, murmelte von Birkenfeld vor sich hin. „Rede, ich muss wissen, was geschehen ist, jede noch so unwichtige Kleinigkeit.“ Man konnte Christian ansehen, dass er auf der einen Seite bemüht war, sich das Geschehnis ins Gedächtnis zu rufen, aber auf der anderen Seite gar nicht daran erinnert werden wollte. „Los jetzt, ich habe nicht ewig Zeit“, drängte der Adlige. „Ich habe nicht den Arzt aus Heidelberg kommen lassen, um einen einfachen Bauern am Leben zu erhalten. Ich erwarte von dir Informationen und Dankbarkeit, in genau dieser Reihenfolge.“

„Ich bin hinter den Anderen zurückgefallen, weil ich an diesem Tag Durchfall hatte. Außerdem hatte ich keine Fackel dabei und orientierte mich an dem Neumond der durch die Bäume hindurch zu sehen war, als ich das Geräusch hörte.“ „Was für ein Geräusch?“ hakte Bodo von Birkenfeld sofort nach. „Es hörte sich grauenhaft an. Ein Schmatzen und Knacken, das von einem Brummen und Fauchen begleitet war, wie ich es noch nie zuvor gehört habe.“ Bodo von Birkenfeld schaute nachdenklich zu Christian herab, der nach wie vor nicht in der Lage war aufzustehen. Die Verwundung war so schwer dass eine schnelle Genesung ausgeschlossen war.

„Das muss der Ort gewesen sein, an dem die Männer dich und die Leiche deines Freundes, dem Schmied, gefunden haben. Die Geräusche, die du gehört hast, sind wahrscheinlich dadurch entstanden, dass dieses Ding ihn gerade aufgefressen hat.“ Christian erschauerte. Alleine der Gedanke daran, dass er Zeuge geworden war, wie Johannes zerfleischt wurde, ließ ihn würgen.

„Was kannst du mir noch berichten?“ Birkenfeld ließ nicht locker. „Nichts, mehr Herr. Außer, dass ich solche Wesen noch nie zuvor...“ „Halt.“ Wie eine Peitsche unterbrach die Stimme des Adligen die Ausführungen von Christian. „Wieso sprichst du in der Mehrzahl?“ Dieser riss die Augen auf, denn erst in diesem Augenblick wurde ihm bewusst, dass er es nicht nur mit einer einzelnen Kreatur zu tun gehabt hatte.

Er fuhr trotz seines geschwächten Zustands von seinem Lager hoch wie eine gespannte Feder, als ihm schlagartig klar wurde, wie wichtig seine Bemerkung war. „Nein, Herr, es waren zwei dieser... dieser Dinger. Das eine mit den roten Augen hatte die Figur eines Menschen und das andere war hoch und so breit wie ein Berg. Es muss mich um mindestens eine Manneslänge überragt haben.“

„Gibt es noch etwas, das dir aufgefallen ist? Versuche dich noch einmal in die Situation hineinzusetzen, es ist wichtig, dass ich alles erfahre, was du weißt.“ Die Stimme von Birkenfeld war drängend und seine Augen sorgenvoll. Christians Atem ging keuchend. Die Erinnerung ließ sein Herz automatisch schneller schlagen und Schweißperlen standen auf seiner Stirn.

„Der Geruch, Herr, ein ganz übler Geruch ging von dem... Vieh aus. Es roch nach...“, wieder überlegte der Verwundete einen Moment, um das richtige Wort zu finden. „Es roch nach Tod. Tod und Verwesung, wie ich es auch schon auf dem Schlachtfeld gerochen habe. Allerdings noch nie in einer solchen Stärke und Konzentration, aber mehr weiß ich wirklich nicht.“

Bodo von Birkenfeld holte tief Luft und richtete sich zu seiner vollen Größe auf. „Gut gemacht Bauer, wirklich gut gemacht. Das, was ich erfahren habe, ist mehr als ich zu hoffen wagte. Sollte dir noch etwas einfallen, dann zögere nicht, mich rufen zu lassen.“ Mit Verlaub, Herr, aber was gedenkt ihr wegen dieser Kreaturen zu unternehmen?“ Mit einem Schlag wurde von Birkenfeld wieder so kühl, wie zuvor. „Nichts, Bauer. Es war ein Wolfsrudel, das durch den Wald gezogen ist und unglücklicherweise zwei Wanderer und fünf Dorfbewohner getötet hat.“

Ungläubig sah Christian den Adligen an. „Aber...“ „Nichts aber. Das Rudel ist weitergewandert und wird die Reisenden auf der Poststraße nicht mehr belästigen. Von dir erwarte ich, dass du das, was ich eben gesagt habe bestätigst, wenn du gefragt wirst. Alles andere entsprang nur deiner fiebrigen Fantasie, als du auf Leben und Tod darniederlagst“

Ohne Christian noch eines Blickes zu würdigen, verließ von Birkenfeld die ärmliche Hütte. Christian wurde aus seinen Gedanken gerissen, als der Bader in der Eingangstür stand. „Na wie geht es meinem Patienten heute?“ fragte er gutgelaunt und droste Christian mit der Hand auf die Schulter. Der stöhnte unter dem Hieb, den die Pranken ihm versetzt hatten, kurz auf. „Solange du nicht vorhast mich zu erschlagen, geht es mir gut“, grinste er zurück und rieb sich die Stelle, an der ihn der Bader getroffen hatte.

„Seit wann verhältst du dich wie ein Weib, wenn man dir einen freundschaftlichen Klaps versetzt?“ Wart nur ab, bis ich meine Muskeln wieder etwas aufgebaut habe, dann kommt garantiert die Retour“, warnte er den Bader lachend. „Ich kann es kaum erwarten dich wieder völlig hergestellt zu sehen. Dann werde ich die Rechnung für meine Dienste stellen und du kannst mir glauben, die wird happig.“

Entsetzt sah Christian den Bader an. Er hatte noch gar nicht daran gedacht, dass dieser sein Brot mit seiner Tätigkeit als Heiler verdiente und natürlich auch entlohnt werden musste. Als dieser den Blick Christians sah, lachte er laut auf, was wie ein rollendes Fass klang. „Keine Angst, die Rechnung wurde bereits vom kurfürstlichen Hof beglichen und ich habe sehr gut daran verdient. Sogar so gut, dass ich dich nachher ins Wirtshaus einladen kann. Ich denke, ein Humpen Wein wird deiner Gesundheit förderlich sein.“

Der Bader sah, wie sich das Gesicht seines Gegenübers entspannte. Er wusste nur zu gut, dass der Mann jetzt schon Schwierigkeiten haben würde mit seiner Familie über den Winter zu kommen, nachdem er wegen der Verletzung bis jetzt noch nicht arbeitsfähig war. Schlagartig wurde die Miene Christians dunkel vor Sorge. „Jetzt wo Johannes tot ist, weiß ich sowieso nicht, wie ich unser Brot verdienen soll. Ich habe die Schreinerarbeiten für die Durchreisenden erledigt, aber er war für die Beschläge und sonstigen Arbeiten mit Metall zuständig. Was nützt es wenn ich gebrochene Speichen repariere und das Rad anschließend nicht mit dem Eisenreif beschlagen werden kann. Meine Welt ist das Holz, mit dem Blasebalg kenne ich mich nicht aus. Er fehlt mir nicht nur als Freund, sondern auch als Partner.“

Der Bader grinste breit vor sich hin. „Das habe ich ganz vergessen dir zu erzählen. Wir werden in nächster Zeit einen neuen Schmied bekommen und der hat sich auch schon erkundigt, wann du wieder arbeiten kannst. Er will die Zusammenarbeit, die du mit Johannes hattest, fortsetzen.“ In Christians Miene spiegelte sich zunächst ein Wechselbad der Gefühle wieder. Aber die Erleichterung darüber, dass zumindest sein karges Einkommen gesichert sein würde, ließ ihn gleich darauf strahlen. „Garantiert hast du hier auch wieder deine Hand im Spiel, Bader“, frotzelte er und knuff ihm seinen Ellbogen in die Seite, so, dass dieses Mal der Bader aufstöhnte. „Kann sein, dass ich ein wenig bei seiner Entscheidung, mit dir zusammenzuarbeiten, mitgeholfen habe“, gab er zu. „Aber ich weiß was unser Dorf braucht. Ohne Schreiner und Schmied geht es nicht. Deshalb hatte es relativ wenig mit mir zu tun.“

Vor den Bergen an deren Fuß Heidelberg lag braute sich ein Gewitter zusammen. Dunkle Wolken ballten sich auf und zogen langsam in Richtung Hockenheim. Das erste dumpfe Grollen war bereits zu hören und auch vereinzelt Blitze waren schon zu sehen. Fluchend zerquetschte der Bader eine Stechmücke, die sich auf seiner Wange niedergelassen hatte. „Verdammte Viecher. Die spüren auch, dass sich etwas zusammenbraut und sind noch aggressiver als sonst.“ „Solange es nur Schnaken sind, an die Viecher gewöhnt man sich“ erwiderte Christian. Sein Blick wanderte in Richtung des Waldrandes. An etwas anders gewöhnte man sich allerdings nicht. Der Himmel verdunkelte sich fast

schlagartig und ein heftiger Wind kam auf. Die Frauen rissen laut zeternd die Wäsche von den Leinen und auf den Gassen war gleich darauf keine Menschenseele mehr zu sehen. Wie ein schlechtes Omen tobte sich das Unwetter über dem kleinen Ort aus und instinktiv wusste Christian, dass die Sache noch nicht ausgestanden war.

## Kapitel 11

Da die beiden BKA-Beamten heute ihren Vorgesetzten Bericht erstatten mussten, fuhr Franz Xaver Konopke mit einem normalen Streifenwagen und zwei Polizeibeamten des Mannheimer Präsidiums nach Hockenheim. Er erhoffte sich von dem Treffen mit dem Heimatforscher Jochen Beisel weitere Hinweise zu den Todesfällen aus dem Jahre 1692.

Sofort, nachdem er den Wunsch nach einem Dienstwagen geäußert hatte, standen die beiden Streifenbeamten für ihn bereit. Die beiden waren drahtig, jung und durchtrainiert. Sie grinsten als Konopke seine Massen auf die hintere Sitzbank des Fahrzeugs hievte, hielten sich aber mit Kommentaren zurück. Alleine die Tatsache, dass ein Berater des hiesigen Kommissariats nur einen Wunsch zu äußern brauchte und dieser von ihrem Chef sofort erfüllt wurde, gab ihnen zu denken. Es wäre unklug gewesen über den „Gast“ eine abfällige Bemerkung zu machen, wenn ihnen anschließend ihr Chef den Kopf abreißen würde.

„Wohin soll denn die Reise gehen“, fragte der Fahrer aufgeräumt. Ein kleiner Ausflug ohne Verpflichtungen war nicht schlecht. Man konnte nicht sagen, dass ihr täglicher Dienst langweilig war, in der Gegend von Mannheim, in dem sie eingesetzt waren schon gar nicht. Deshalb war ein wenig gepflegte Langeweile während man den Fahrgast ablieferte und anschließend wieder einlud nicht zu verachten.

Sie befanden sich gerade auf der Ausfallstraße zur B36, als das Funkgerät anfang zu Quäken. „Code 021 und 231 in der Meerfeldstraße. Zwei Kollegen sind schon vor Ort, erbitten aber dringend Verstärkung.“ Der Fahrer fluchte leise vor sich hin, als er das Blaulicht und das Martinshorn einschaltete und mit quietschenden Reifen wendete. „Entschuldigung, Herr Kollege, awwer mir misse bevor mir sie ablifere erscht emol zu nem Banküwwerfall“, rief der Kollege des Fahrers in breitestem Mannheimer Dialekt Konopke zu, während der sich krampfhaft festhielt, nachdem der Streifenwagen eine Kurve etwas zu schnell genommen hatte und über den Bordstein rumpelte. „Jo mei, dös mocht nix, dann fahrts halt emoal, i hab noach a bisserl Zeit“ gab Konopke in genauso breitem Bayrisch zurück.

Der Fahrer zuckte irritiert zusammen. „Ich komme aus Hannover meine Herren. Es wäre schön, wenn ihr beide in einer Sprache reden würdet, die ich auch verstehe.“ Der Beifahrer grinste so breit, dass Konopke Angst hatte, die Mundwinkel würden gleich die Ohren treffen. „Mein Kumpel Alex macht jetzt bereits seit drei Jahren Dienst in unserer schönen Stadt, aber manchmal fühlt er sich mit der kurpfälzischen Sprache etwas überfordert. Deshalb hat unser Chef auch mich an seine Seite gestellt, damit er sich langsam aber sicher in unserer Kulturhochburg eingewöhnt. Wissen sie, so ab und an adoptieren wir auch mal einen Auswärtigen, damit er später vielleicht in den Busch, äh ich meinte nach Hannover zurückkehren kann, um dort Missionsarbeit zu leisten.“

Konopke hielt sich den Bauch vor Lachen. Der Mannheimer Streifenpolizist gefiel ihm auf Anhieb. Auch der Fahrer lächelte leicht, fühlte sich also von den Worten nicht getroffen. „Umgekehrt wird ein Schuh draus. Man muss diesem Pack endlich beibringen, wie man sich artikuliert und gepflegt spricht. So kann man sie ja nicht auf die übrige Menschheit loslassen.“

Das Martinshorn sorgte dafür, dass der fließende Verkehr zur Seite wich und sie schnell vorankamen. Der Fahrer bremste, dass Konopke, wenn er nicht angeschnallt gewesen wäre, garantiert mit dem Kopf die Frontscheibe aus den Fugen gerissen hätte. Er hatte sowieso Glück, dass ihm der Gurt passte. „Ich

muss aufpassen“, dachte er bei sich. „Noch drei Zentimeter mehr Bauchumfang und das fahren mit einem Auto war vorbei. Er musste beim angurten jetzt schon die Luft anhalten, aber zum Umsteigen auf öffentliche Verkehrsmittel hatte er gar keine Lust.

„Sie warten schön brav im Auto“, forderte ihn der eine Polizist auf. „Ich habe keine Lust unserem Chief zu erklären, warum man unserem Mitfahrer die Rübe weggeballert hat.“ „Geht nicht, meine Herren“, erwiderte Konopke knapp. „Wie ich vorhin klar und deutlich gehört habe, hat unser Bankräuber Geiseln genommen und exakt in diesem Bereich habe ich erst kürzlich eine ganz spezielle Ausbildung erhalten.“ Innerlich grinste Franz Xaver, als er an das Gesicht von Ausbilder Breitenesser dachte.

Beide Polizisten blickten Konopke skeptisch an. „Meinetwegen, soll er mitkommen, aber auf eigene Gefahr“, ließ sich der Mannheimer vernehmen. „Aber ich weise sie ausdrücklich darauf hin, dass wir sie aufgefordert haben, im Wagen zu bleiben und wir keinerlei Garantien für ihr Leben und ihre Gesundheit übernehmen“, ergänzte sein Kollege den Satz. „Für den Bericht: Ich stelle hiermit ausdrücklich fest, dass ich auf die Risiken aufmerksam gemacht worden bin und sie bei dem Einsatz billigend in Kauf nehme. Ich handle ausdrücklich auf eigenen Wunsch und als ausgebildeter Beamter für Geiselnbefreiungen.“

Immer noch nicht ganz überzeugt nickten die beiden Polizisten und Konopke stieg mit ihnen zusammen aus. Geduckt liefen die drei zu dem Wagen der bereits eingetroffenen Kollegen. „Was ist los da drinnen?“ Der Hannoveraner deutete auf die Bank. „Wir haben Nachricht aus dem Innern des Gebäudes erhalten. Scheinbar vom Filialleiter selbst, der sich anfangs noch versteckt halten konnte. Ein Bankräuber und vier Geiseln, wobei drei zu den Angestellten gehören. Eine Person ist verletzt, allerdings wissen wir nicht, wie leicht oder schwer. Der Geiselnehmer ist bewaffnet, aber es sollen bis jetzt keine Schüsse gefallen sein.“ Konopke atmete auf. Es war immer gut, wenn ein Bewaffneter auf seine Knarre verzichtete und anderweitig versuchte zum Erfolg zu kommen.

„Wie sieht es aus, habt ihr bereits das SEK informiert?“ fragte Konopke. Es war Vorschrift, dass bei einer Geiselnahme die Spezialisten eingeschaltet wurden. Die Aufgabe der normalen Beamten bestand darin, den Tatort abzusichern und zu verhindern, dass Personen hinein- oder heraus gelangen konnten. Das mochte sich paradox anhören, aber es wäre nicht das erste Mal, dass ein Angehöriger der Geiseln, oder ein Reporter versucht hätte, in ein besetztes Gebäude zu gelangen.

Mittlerweile trafen immer mehr Polizeifahrzeuge ein. Die Beamten sprangen heraus und sicherten die Straße und die Hauseingänge ab, so dass Unbeteiligte nicht mehr auf das Areal gelangen konnten. Ein weiteres Augenmerk gehörte den Fenstern der umliegenden Häuser. Wie immer waren ein paar neugierige Nasen zu sehen, die ihre Köpfe herausstreckten, um ja nichts zu verpassen. Ein paar derbe Worte durch das Megaphon sorgten allerdings dafür, dass gleich darauf die Häuserfront einer Geisterstadt glich.

„Verdammt nochmal, wir wissen immer noch nicht wie es der Geisel geht und wo zum Teufel bleibt das Sondereinsatzkommando?“ fluchte der Mannheimer Kollege. Man merkte den beteiligten Polizisten an, dass sie froh gewesen wären, wenn sie die Verantwortung so schnell wie möglich an übergeordnete Stellen hätten abgeben können. Gleich darauf traf ihr Vorgesetzter ein und ließ sich über die Lage informieren. Im Gegensatz zu den Streifenpolizisten war er über die beratende Tätigkeit von Konopke informiert.

„Rotbrenner ist mein Name. Sie sind also einer der Spezialisten, die den Mord unseres Kameraden und den anderen beiden Toten aufklären soll“, begrüßte er Franz Xaver und schüttelte ihm die Hand. „Wir waren gerade dabei in der Angelegenheit eine Befragung durchzuführen, als die Streife hierher beordert wurde, die mich nach Hockenheim bringen sollte“, grinste Konopke zurück. „Eine vertrackte Situation. Eine verletzte Geisel und das SEK wird nicht früher als in wenigstens einer dreiviertel Stunde hier vor Ort sein.“

Konopke passte die Situation ganz und gar nicht. Jochen Beisel würde nicht ewig auf ihn warten und es war fraglich, ob sie sich einen vertanen Tag leisten konnten, solange die Bestie noch frei herum lief. Etliche Hundertschaften hatten das Gelände um den Fundort der Leichen durchkämmt, waren aber nicht fündig geworden. Nicht die geringste Spur, die einen Aufschluss darüber geben konnte, wo sie umgebracht worden waren.

„Herr Rotbrenner, wenn wir weiterhin warten, bis unsere Spezialisten eintreffen, kann es entweder für die verletzte Geisel zu spät sein, oder der Bankräuber dreht durch und knallt alles über den Haufen, was nicht schnell genug in Deckung geht“, gab Konopke seinem Kollegen zu bedenken. „Was sollen wir ihrer Meinung nach tun? Einfach rein marschieren und mal kurz Hallo sagen? Nein Konopke, wir warten bis das SEK eintrifft.“

Im gleichen Moment öffnete sich die Milchglastür der Bank einen kleinen Spalt und ein Kopf wurde sichtbar. „Nicht schießen, ich bin der Leiter der hiesigen Bankfiliale“, ertönte eine Stimme, die vor Angst bebte. „Wir benötigen Verbandszeug weil eine unserer Mitarbeiterinnen stark blutet. Wir können es auch nicht stoppen, weil sie aus gesundheitlichen Gründen blutverdünnende Medikamente nehmen muss. Außerdem verlangt der Herr, der uns hier festhält, ein Fluchtfahrzeug und am Flugplatz soll ein Helikopter für ihn bereitgestellt werden.“

So schnell, wie der Kopf in der Tür erschienen war, verschwand er auch wieder. „Wie langweilig“, gähnte Konopke und hielt sich dabei noch nicht einmal die Hand vor den Mund. „Immer das gleiche, was die Kerle verlangen.“ Konopke ahmte den Filialleiter nach. „Ein Fluchtauto und ein Helikopter, manchmal auch ein ganzes Flugzeug, vollgetankt und mit Piloten. Können sich die Kerle nicht einmal etwas Ausgefalleneres ausdenken?“ „Und das wäre?“ fragte Rotbrenner zurück. „Ein Pferd fände ich toll und anschließend ein U-Boot oder etwas Ähnliches. Die Kerle schauen alle zu viele Krimis.“

„Humor haben sie wenigstens, aber uns läuft die Zeit davon“, erwiderte Rotbrenner. „Ich bin in dem Bereich Geiselnbefreiung ausgebildet, lassen sie mich wenigstens mit dem Bankräuber verhandeln“, bat Konopke „Das geht nicht, sie sind quasi als Privatperson hier“, warf Rotbrenner ein. „Aber dem BKA unterstellt und damit aktiv im Dienst. Amtshilfe nennt man das im Beamtenjargon.“ „Ich weiß genau, was sie meinen, aber haben sie die geringste Vorstellung davon, was geschieht, wenn sie auch nur einen Kratzer davontragen? Die versetzen mich nicht nur in den Streifendienst zurück, die lassen mich anschließend noch das Revier fegen.“

„Eigentlich kann es ihnen Wurscht sein, wer sie fertig macht. Wenn es nicht ihre Vorgesetzten sind, dann eben die Presse, die ihnen vorwerfen wird, nicht gehandelt zu haben und deshalb eine Geisel verblutet ist.“ Rotbrenner seufzte. „Habe ich eine Alternative zu ihnen?“ „Nein“, antwortete Franz Xaver knapp. In sein Schicksal ergeben nickte Konopkes Gegenüber.

„Gehen sie nach hinten zu den Einsatzwagen und lassen sie sich eine kugelsichere Weste geben. Besser ein kleiner Schutz als gar keiner.“ Wieder seufzte Konopke tief. „Haben sie zufällig auch die berittene Polizei vor Ort?“ Man sah Rotbrenner an, dass er nicht wusste, auf was Franz Xaver hinauswollte. Konopke schnaufte zornig. „Mann, schauen sie mich doch einmal an. Meinen sie im Ernst mir passt eine ihrer 08/15 Westen? Wenn es die Dinger für Polizeipferde gibt, habe ich vielleicht eine Chance, dass mein Bauch verdeckt wird, ansonsten muss es auch so gehen.“

Konopke drehte sich um, ohne die Antwort Rotbrenners abzuwarten. Er wusste, dass er dem einsatzführenden Kollegen keine Möglichkeit geben durfte nachzudenken, ansonsten hätte der ihm garantiert verboten, dieses Risiko einzugehen. Mit den Händen in den Hosentaschen ging er auf die Bank zu, als wenn er auf dem Weg zu einem Café oder Supermarkt wäre. Er musste sich beherrschen, nicht noch eine Melodie dabei zu pfeifen.

Etwa drei Meter vor dem Bankgebäude öffnete sich plötzlich mit einem Ruck wieder die Eingangstür und eine gutturale Stimme mit südländischem Akzent dröhnte ihm entgegen. „Spinnst du Alder, komm noch näher un isch mach disch platt du Arsch.“ Alleine schon die Tatsache, dass er bis kurz vor die Tür gekommen war, zeigte Konopke, dass der Geiselnnehmer etwas länger brauchte, um gewisse Geschehnisse zu erfassen, was seine Laune sofort wieder steigen ließ.

Provozierend machte er noch einen Schritt auf die Bank zu, ohne die Hände aus den Hosentaschen zu nehmen. Sofort ertönte wieder die Stimme. „He du fette Quarktasche, du. Isch hab gesacht, bleib, wo du bischt, sonst ich leg alle um.“ Die Töne waren etliche Oktaven höher und die Panik darin war unschwer zu überhören. Provozierend mit gespreizten Beinen stand er vor der Tür und grinste vor sich hin. „Was guckst du so blöd, du dummes Bullenschwein? Willscht du, dass isch dich umlege?“ kreischte die Stimme hinter der Tür. Konopke machte noch einen Schritt auf die Tür zu. „Bleib stehn, isch mach dich platt, isch schwörs.“

Neben der Panik war ein Schluchzen zu hören. Der Geiselnnehmer war sichtlich mit seinen Nerven am Ende. Bis jetzt hatte Konopke noch nicht ein Wort gesprochen. In aller Seelenruhe fischte er ein Bonbon aus der Tasche, das er umständlich aufwickelte und sich in den Mund steckte. „Red mit mir, du dickes Bullenschwein“, schrillte die Stimme und der Lauf einer Waffe wurde sichtbar, die durch den Spalt der Tür geschoben wurde. Darauf hatte Franz Xaver nur gewartet. Wäre das SEK vor Ort gewesen, wäre der Geiselnnehmer bereits ein gefundenes Fressen für die Scharfschützen geworden.

Konopke ließ das Bonbon sichtlich gelangweilt von einer Backe zur anderen wandern und steckte die Hände wieder in die Hosentaschen. „Kannst du mir sagen, warum ich mit einem Toten reden soll?“, gab er nuschelnd von sich. „Isch bin nicht tot, du Arsch, isch leb doch“ Konopke zog eine Hand aus der Tasche und drohte dem Unbekannten lächelnd, aber warnend mit dem Zeigefinger. „Wenn du noch einmal Arsch oder Bullenschwein zu mir sagst, lass ich dich abknallen, du dummer kleiner Wichser.“ Sag noch einmal dummer Wichser un isch mach disch werklisch platt, du...“

Konopke nickte anerkennend. „Gut, du hast es kapiert. Dieses Mal war kein Schimpfwort dabei. Vielleicht bist du doch keine Leiche, zumindest so lange, wie du keine Schimpfwörter mir gegenüber gebrauchst. Also.... brav sein, oder ich Sorge dafür, dass man dich platt macht und damit meine ich mausetot platt.“

Die Verunsicherung des Geiselnnehmers war deutlich spürbar. Nach einer kurzen Pause ertönte wieder die Stimme. „Du kannst misch net abknalle, du hascht keine Pischtole.“ Konopke schnaufte sichtlich gereizt. „Sag mal, bist du so bescheuert oder tust du nur so. Warum sollte ich dich erschießen, wenn zwanzig Scharfschützen auf dich zielen? Es reicht doch, dass ich ihnen das Zeichen gebe, oder wenn du versuchst dich wieder zurückzuziehen. Lass die Knarre also schön da, wo wir alle sie sehen können, sonst hörst du noch nicht einmal die Schüsse, wenn deine Rübe vom Hals gepustet wird.“

Die Hand, die die Pistole hielt, fing von einem zum anderen Moment an zu zittern. Wenn die Stimmlage des Geiselnnehmers vorher schon schrill gewesen war, dann überschlug sie sich jetzt. „Wo sinne die Scharfschütze? Sag de Scharfschütze, dass isch disch mitnehm, wenn die schieße.“ Mit gespielterm Zorn schnaubte Konopke durch die Nase. „Sag mal, geht’s noch? Du bist ja noch dümmer, als ich dachte. Die freuen sich doch, wenn du mich abknallst. Wieder eine Pension weniger, die der deutsche Staat zahlen muss. Die sparen doch eh schon an allen Ecken und Enden. Anschließend noch ne Kugel für dich und schon hat man die Gefängniskosten gespart. Meinst du ich habe Angst vor deinem dämlichen kleinen Spielzeug?“ „Woher weißt du, dass...?“

Jetzt machte die Sache Konopke richtig Spaß. Er musste sich beherrschen um nicht zu kichern, weil der Geiselnnehmer sich verplappert hatte. „...woher ich weiß, dass deine Knarre ein Spielzeug ist? Na das sieht doch jedes Kind.“ Konopke wurde sichtlich ungeduldig und schaute auf seine Uhr. Ohne seine

Stimme zu erheben sprach er weiter, als wenn er dem Gangster mitteilen würde, dass die Sonne scheint.

„Ich habe jetzt keine Zeit mehr, erstens habe ich Hunger und zweitens noch einen Termin. Am besten ich lasse dich jetzt erschießen, dann ist die Sache erledigt und ich komme endlich zu meinem Mittagessen. Soll ich deinen Verwandten noch einen Gruß von dir bestellen, bevor ich den Scharfschützen das Zeichen gebe?“

Mit einem Schreckensschrei fiel die Pistole auf den Asphalt des Gehsteigs und gleich darauf erschien eine dunkel gekleidete Gestalt, die sich auf den Boden warf. „Sag den Scharfschützen, isch geb auf“, schrillte die Stimme unter der Sturmhaube. Von allen Seiten kamen Polizisten angerannt, die den Geiselnnehmer auf dem Boden festhielten, während ihm Handschellen angelegt wurden. Gleichzeitig stürmten Rettungskräfte in den Schalterraum, nachdem dieser von der Polizei gesichert worden war. Wie sich herausstellte, war die verletzte Geisel ausgerutscht und hatte sich dabei an der Schaltertheke den Kopf gestoßen.

Freudestrahlend stürmte Rotbrenner auf Konopke zu und umarmte ihn, was bei dessen Körperfülle an sich schon fast ein Ding der Unmöglichkeit war. „Mensch Konopke, ich weiß nicht, wie sie das gemacht haben, aber, dass sie es innerhalb von vier Minuten geschafft haben den Bankräuber zur Aufgabe zu bewegen... ist ein neuer Rekord. Sie müssen mir sagen, wie sie dieses Wunder vollbracht haben.“ Konopke grinste. „Später, Herr Rotbrenner, später. Zuerst habe ich noch eine Verabredung, die ich einhalten muss.“